
Literarische Berichte und Anzeigen¹

Theologische Selbstbiographien

Von Ferdinand Kattenbusch, Halle a. S.

Otto Baumgarten, Meine Lebensgeschichte. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1929. 515 S., 18.— M., geb. 21.— M.

Wenn einer ausführlich sein Leben beschreibt, hat der Beurteiler es nicht ganz leicht, es zu besprechen, gar kritisch. Ist es ein Großer, der das Leben „gelebt“ hat, so ziemt sich Zurückhaltung. Doch das ist ja schon wieder ein äußerst schwieriger Begriff — ein „Großer.“ Auch der darf denken, daß er sich und sein Geschick schildern möge, der nur ein bewegtes Leben gehabt, wenn es nicht bloße private „Bewegtheit“ gewesen, in der er gelebt hat. Ich meine, der Kieler Theologe Otto Baumgarten darf sich das Recht zuschreiben, zu berichten, wie er gelebt habe. Er hat sehr viel mehr, viel weiter in der Öffentlichkeit gestanden, als die meisten von uns Professoren, uns akademischen Theologen. Seine akademische Stellung war keine besonders hohe. Aber er hätte eine „höhere“, eine von größerer weiterer „Lehr“wirksamkeit verdient gehabt. Denn sein Interesse als Theolog war ein ungewöhnlich vielseitiges. Und gerade Kiel, die schleswig-holsteinische Landeskirche, war kein günstiger, nicht (das Urteil drängt sich einem auf, wenn man das Buch gelesen hat) der „rechte“ Boden für ihn, nicht den Professor (der praktischen Theologie), nicht den Kirchenpolitiker, nicht den Mann wirklich auffallend vielseitigen Interesses an allem, was in seiner „Zeit“ vorging: er war (ist) auch Sozialpolitiker, Schulmann, Beobachter der Literatur, entfernt nicht nur der theologischen, kirchlichen, auch der schöngestigen, alles Propagandatreibens, kurz er war (ja ist noch) einer der „lebendigsten“ Akademiker unserer Tage. Er hat, das weiß er selbst, nicht die Bedeutung eines Adolf Harnack. Und ist doch gerade ihm vergleichbar. Es ist der „Gelehrte“ in Harnack, der ihn überragt. Als Politiker hat Baumgarten mehr gewirkt als Harnack. Letzterer war auch eigentümlich begabter Organisator. Baumgarten hätte in anderer Stellung als der, in der er nun mal festgehalten worden, vielleicht gerade auch als solcher Bedeutendes leisten können. Er mußte wesentlich „Zeitungsman“ bleiben: seine selbst gegründete, zwanzig Jahre lang allein von ihm geleitete Zeitschrift „Evangelische Freiheit“ war sein Organ. Auch in mancher anderen Zeitschrift, mancher Tageszeitung hat er immer wieder das Wort ergriffen: Die „Evangelische Freiheit“, die den Nebentitel hatte „Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur“, ist es doch gewesen, die „eigentlich“ ihm diente, zu allen bewegenden Vorgängen monatlich, in längeren Ausführungen recht vom Herzen aus, aber dabei in sehr genauer allseitiger Ausschau, sein Urteil geltend zu machen. Er macht jetzt in seiner Lebensbeschreibung reichlich (gelegentlich allzu reichlich) Gebrauch von dem, was er da an Beobachtungen und Urteilen niedergelegt. Für die Zeit von 1900 ab bis zum Kriegsende ist ihm diese „seine“ Zeitschrift, die Quelle seiner Mitteilungen. Baumgarten ist am ehesten Martin Rade zu vergleichen. Intime Freunde, wie sie sind, haben sie wesentlich ähnliche

¹) Die Schriftleitung bittet, ihr Bemühen um möglichst umfassende Berichtserstattung durch Einsendung von Büchern, Zeitschriften und Sonderdrucken an den Leopold Klotz Verlag, Gotha zu unterstützen.

Ziele, Rade doch, mehr „Raum“ wie er zur Verfügung hat, in weiterem Maße der „Kultur“ aufachtend, Baumgarten vielfach notgedrungen kirchliche Einzelvorgänge in den Vordergrund stellend. Baumgarten ist ein kirchlich viel angefeindeter, ja geradezu „verfolgter“ Mann gewesen. Nach Schleswig-Holstein „gehörte“ er wirklich nicht — er der Süddeutsche, der Badener (wenn er doch nach Heidelberg gekommen wäre!). Man kann begreifen, daß er oft „Anstoß“ bot auf dem Boden, den er doch nicht verlassen konnte. Sein Temperament, seine ganze religiöse, kirchliche, politische, kulturelle Einstellung ist süddeutsch. Man wird sich oft in der Öffentlichkeit nicht recht klar, was die „Mainlinie“ geistig für Deutschland bedeutet. Baumgarten war immer „Liberaler“, kirchlich und staatlich. Ja das bedeutet sehr was anderes in Süddeutschland, zumal seinem Westen, als in Norddeutschland, gar in dem hartköpfigen Nordgrenzlande. „Partei-mäßig“ war Baumgarten bis zum Ausgange des Kriegs „Nationalliberaler“, seither „Demokrat“ — beides in süddeutscher (badischer) Abtönung, von „Parolen“ nicht allzu abhängig. Sehr bedeutsam noch immer ist — man merkt es durchaus auch bei Baumgarten — die Vielstaatlichkeit Deutschlands; Baumgarten ist nicht Preuße, nicht gewesen, nicht geworden. Wer Altpreuße ist, spürt das durch das Ganze hin. Er ist doch durch und durch ein „Deutscher“. Daß ein so absolut wahrheitsliebender, darum oft „schroffer“, immer „versöhnungs“ williger, doch aber auch in „Pflichtgefühl“ eigenwilliger Mann wie Baumgarten sich vielfach nicht so zurecht fand, wie vielleicht möglich war, nicht vorwärts kam beim „Verhandeln“, hat in den Verhältnissen gelegen. Er hat sich nicht verbittern lassen: sein freier erster Gottesglaube, sage ich es doch: sein echter treuer Christensinn, hat ihn davor bewahrt. Aber man fühlt es mit, daß mancher Schmerz in ihm noch nachzittert. In unbedingter Vaterlandsliebe hat Baumgarten doch durch seine Familienbeziehungen mehr „Neigung“ zu England, als daß er außenpolitisch nicht zu weilen, nun ich will sagen: als ein Einsamer erschiene. Sein kurzes tiefes Eheglück hatte ihm eine Engländerin bereitet, und das stimmt ihn dauernd „freundlich“, freundlicher als berechtigt sein dürfte, dem hochmütigen, politisch nur ans „Geschäft“ denkenden, um seinetwillen brutalen Volke gegenüber. Doch ich möchte nicht mit dem überall nach bestem Wissen und Gewissen urteilenden, wie man erkennen kann, herzensgütigen (wo er gekonnt, stets auch wohlthätigen) Mann streiten. Baumgarten ist eine typische Gestalt des süddeutschen theologischen, kirchlichen, politischen Liberalismus. Der Kirchen- und Nationalhistoriker, welcher eines Tags als ein Treitschke die Periode Wilhelms II., des Kriegs und der Erstlingszeit der deutschen Republik schildern wird, hat in seiner „Lebensbeschreibung“ eine ausgezeichnete, zuverlässige Quelle, wenn er der psychischen Gegebenheit und Grenze des offeneren, an vielerlei „Geschehen“ mitbeteiligten Mannes eingedenk ist. Ich habe selbst die ganze Zeit, die Baumgarten als „seine“ Lebenszeit schildert, mit durchlebt, ja noch fast ein ganzes früheres Jahrzehnt dazu. Das Buch hat mich gefesselt, auch belehrt, nur selten zu direktem Widerspruch aufgefordert.

Christian Geyer, Heiteres und Ernstes aus meinem Leben.
München, Chr. Kaiser-Verlag, 1929. 281 S. 5.40 M. geb. 7.— M.

Man beachte, daß der Titel keine eigentliche Selbstbiographie ankündigt; Geyer will nur „aus“ seinem Leben Mitteilungen machen. Und er denkt an besonders qualifizierte Erlebnisse, solches was ihm als „Heiteres“ und „Ernstes“ begegnete. Man muß Freude an Anekdoten haben, um das Buch ganz, vollends um es zusammenhängend zu lesen. Es ist geschrieben für solche, die Geyer persönlich gekannt haben, in erster Linie solche, die ihn lieb gehabt. Und das ersieht man aus dem Buche, daß es deren viele geben. Ich will nicht verbergen, daß man durch das Buch dazu gelangt, Geyer lieb zu gewinnen, auch wenn man ihn gar nicht gekannt. Persönlich habe ich mich nie mit ihm berührt, gelesen nichts von ihm als, nun eben diese „heiteren und ernstesten Erinne-

rungen“, die er, wie er im Vorwort selbst mitteilt, „beträchtlichem Teile“ nach vorab veröffentlicht hat in der von ihm (die längste Zeit, wenn ich recht sehe, zusammen mit Rittelmeyer) herausgegebenen Zeitschrift „Christentum (und Gegenwart, so zuerst, dann:) und Wirklichkeit“. Er meint, der Leser merke wohl, daß das „Lichte“, das er aus seinem Leben nach Herzensbedürfnis hervorhebe, mit einer „dunkleren Grundierung untermalt“ sei. Ja, wer sorgfältig liest, merkt es, daß Geyers Heiterkeit, der „Humor“, den er öfter als ihm von Gott mit ins Leben gegeben dankbar preist, nicht etwa oberflächliches Empfinden darstellt, sondern in Treue gegen Gott immer behauptete vertrauende Stimmung. Geyer hat zu den glücklichen Menschen gehört, die sich „nicht klein kriegen“ lassen von widrigen Verhältnissen. Er ist durch gute und böse Gerüchte hindurchgegangen, aber er hat sich von letzteren in Pflichtbewußtsein und ruhiger Ergebenheit nicht anfechten lassen. Sein Humor hat ihm dabei geholfen. Eine „Geschichtsquelle“ ist das Buch nur in relativ bescheidenem Maße. Von seiner Entwicklung als Theologe von Erlanger Art zu freier Erschlossenheit für Bibelkritik, Schleiermacher, Ritschl u. a. (nie sich „festlegend“!) berichtet Geyer meist nur andeutend. Am genauesten spricht er von den Eindrücken, die er von Steiner und seinem Okkultismus empfangen, mit bekannterem Ausdruck: von der „Anthroposophie“, der sein Freund Rittelmeyer erlegen ist; er und dieser sind da auseinandergetreten, ohne ihre Freundschaft preiszugeben. Duldsamkeit gegen anders Denkende ist ein hervorragendes Merkmal an Geyers Persönlichkeit, aber die Anthroposophie hat es ihm in gewissem Maße mit angetan, von Steiner redet er nur mit größter Hochachtung. Es ist bezeichnend für das Buch, daß es fast nie Zeitangaben macht! Nicht einmal, wann er geboren, vermerkt Geyer: aus dem „Deutschen Kirchlichen Adreßbuch“ entnehme ich, daß er am 1. Oktober 1862 das Licht der Welt erblickte. Er hat danach an seinem letzten Geburtstag, dem 67., das Vorwort geschrieben; wer die letzte Seite des Buches liest, empfindet, daß der Verfasser weiß, er sage sein „Letztes“. Geyer ist diesen Winter (noch 1929?) gestorben. Er war Pfarrerssohn aus Oberfranken — „wo“ er gelebt und das Einzelne erlebt, „erfahren“ hat, hört man; den größten Teil seines Lebens war er selbst Pfarrer, seit 1902 in Nürnberg (vorher eine Zeitlang Seminarlehrer in Bayreuth, davor Pfarrer an verschiedenen kleineren Orten und in Nördlingen). Geyer war offenbar musikalisch ganz ungewöhnlich begabt, aber auch als Prediger von eigenartigem, wirkungsvollem Gepräge, ein feiner praktischer Psychologe, offenerzig, immer geradsinnig, aber auch gütig, „verstehend“. Durch und durch Bayer (selten auf Reisen über das Land hinaus gekommen), lernt man an ihm bayrische (fränkische) Art von der besten Seite kennen.

Friedrich Rittelmeyer, *Meine Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner*. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft, o. J. 159 S. 2. Aufl., 6.—10. Tausend.

Rittelmeyer, geborener Bayer, jetzt (nach dem „Jahr- und Adreßbuch der . . . gesamten evang. Geistlichkeit“ [Titel: Das evang. Deutschland], 1913), im 58. Lebensjahr, war lange Pfarrer (seit 1905 in Nürnberg, seit — soviel ich sehe — 1916 in Berlin), trat 1922 (ich muß wieder sagen: soviel ich sehe), nicht aus der christlichen Kirche, aber aus deren „Dienst“ aus und ist seither Leiter der „Christengemeinschaft“, d. h. der Kultgemeinde, die sich im Anschlusse an (ohne doch mit ihr nun identisch zu sein) die Anthroposophische Gemeinschaft, deren Begründer Rudolf Steiner gewesen (und deren Haupt er blieb), gebildet hatte; sein „Ort“ ist jetzt m. W. Stuttgart. Das Buch dessen Titel ich oben genannt, bietet wesentlich nur soweit Jahr- und Ortsangaben, als R.s „Begegnungen“ mit Steiner in Betracht kommen. Ich habe es gelesen nach demjenigen Christ. Geyers („Heiteres und Ernstes aus meinem Leben“), der R.s Freund in Nürnberg war, solcher auch blieb, als R. sich zur Christengemeinschaft wandte, (er selbst,

Geyer, zog sich von der Anthroposophie zurück, als und weil sie zur Grundlage einer Art von „Kirche“ wurde), und das war gut. Denn ohne Geyers Urteile über die Anthroposophie, zumal Steiners Persönlichkeit vorab kennen gelernt zu haben, wäre ich kaum recht imstande gewesen, zu lesen und auf mich wirken zu lassen, was Rittelmeyer berichtet. Für R. ist Steiner einer der allergrößten weltgeschichtlichen Männer, mit einem Beruf an der „Menschheit“, der er eine vollkommen neue, eine Art „überweltlicher“ Selbstempfindung (daher „Anthropo“sophie, nicht etwa „Theo“sophie!), eine noch garnicht ganz zu ahnende Fülle neuer Erkenntnisse und praktischer Lebensmöglichkeiten eröffne. Rittelmeyer ist seiner inneren Haltung nach durchaus religiös, auch als Anthroposoph Jünger Jesu, Christ höherer Ordnung. Und Steiner ist ihm immer und immer wieder so überwältigend in seinen okkulten Einsichten, dazu seiner menschlichen Hoheit, Reinheit, Güte gewesen, daß er nur in tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm emporschaute und von ihm berichtet: seit 1912 ist er ihm näher und näher getreten und hat nur immer wieder, ja ich muß wohl sagen: andächtig gestaunt, welch eine Gabe Gottes für das Menschengeschlecht, welch ein Prophet er gewesen. Überall hat man von R. selbst den Eindruck vollster Lauterkeit, „Sachlichkeit“ — er hat mit Steiner innerlich gerungen, das ist unverkennbar und verfehlt seines Eindrucks nicht. (R. hat viel geschrieben, Einzelnes habe ich gelesen und kann bezeugen, daß es wissenschaftlich wertvoll war). Steiner starb Ende 1924 oder Anfangs 1925 (eine Angabe finde ich bei R. nicht). Noch vor Geyers und R.s Buch las ich von Gregor Schwartz-Bostunitsch eine kleine Schrift (32 S.) „Doktor Steiner — ein Schwindler wie keiner“ (Deutscher Volksverlag, München, 1930). Der Titel sagt genug. Vor allem Steiners Persönlichkeit (Weiberjäger, Ehebrecher, frecher Lügner, Schmarotzer usw. usw.) wird hier als recht eigentlich verächtlich hingestellt. Vielerlei Daten („Zeugnisse“, speziell von einer Stieftochter) werden mitgeteilt, die, wenn gültig, R. reinweg als hypnotisiert erscheinen lassen würden. Aber auch Geyer gibt Steiner als Menschen umgekehrt ein gutes Zeugnis! Er schreibt S. 247: „Wenn ich ihn selbst aufsuchte, war bei aller Distanz, die er zu halten pflegte, der Eindruck seiner Menschlichkeit und Menschenfreundlichkeit das Überwiegende. Er war selbst von dem, was er innerlich erschaute, tief überzeugt und ich müßte mich schon entweder in einen Lügner oder in einen Narren verwandeln, wenn ich das Gerede von dem Charlatan oder Betrüger oder Hypnotiseur auch nur für der Erwähnung würdig hielte.“ Ich habe nie über jemand so absolut — moralisch — entgegengesetzte Urteile gelesen als über Steiner. Ich bin gern geneigt, Geyer (der immerhin nüchterner, nicht so absolut innerlich von Steiner überwältigt ist, wie R.) zu trauen. Aber es ist schwerlich das Richtige, daß weder Steiner, noch einer seiner Anhänger, je eine Klage wegen „Verleumdung“ erhoben hat. Einzelnes bei Schwartz-Bostunitsch ist erschütternd. Zu Steiners Okkultismus Stellung zu nehmen, versage ich mir. Selbst wenn ich mir ein Urteil zutraute, ob seine Schauungen und Theorien „möglich“ seien (unsere „Schulweisheit“ ist auch mir über die Dinge „zwischen Himmel und Erde“ nicht das letzte Wort, wohl möglich, daß man einmal über ihre „Träume“ nur noch lächelt), so sehe ich in ihnen höchstens Vorboten eines Wechsels des „Welt“bildes, wie Kopernikus ihn hervorgebracht. Soweit ich von Steiners religiösen Ideen, seinen Schauungen von Jesu (den „zwei Jesusknaben“) oder von den Urmenschen (s. Geyer, S. 245), den „Atlantieren“, die „pflanzenähnlich mit den Haaren im Boden gewurzelt, dann, wie jetzt das Tier, horizontal gerichtet gewesen, endlich das Unten zum Oben und das Oben zum Unten gemacht“ hätten, soweit ich von solchen Steinerschen „Lehren“ erfahren habe, werde ich (wie Geyer!) fast aufgelegt „Witze“ zu machen. Diskutierbar erscheint mir die Idee von Reinkarnationen. Nur doch als einer Spekulation — nicht mehr!

Albert Schweitzer, Selbstdarstellung. Leipzig, F. Meiner, 1929. 44 S. 13.—20. Tausend.

Die Schrift ist eine Sonderausgabe des Beitrags, den Schweitzer zu Band VII des Sammelwerks „Die Philosophie in Selbstdarstellungen“ beigesteuert hat. Sie hätte ebenso gut ihren Platz finden mögen in der parallelen Sammlung für die Theologie. Aber auch in derjenigen für Kunstwissenschaft. Ja auch für Medizin. Schweitzer ist wohl der vielseitigste Gelehrte (zugleich „Praktiker“!), den die Gegenwart kennt. Er war ursprünglich Pfarrer und Privatdozent der Theologie in Straßburg. Dann wurde er Arzt, und zwar in Lambarene, im afrikanischen Urwald. Das ist er auch noch. Im Jahre 1912 ist er dorthin gezogen, war im Weltkrieg dort eine Zeitlang Gefangener der Franzosen (mit seiner Frau); dann wieder in der Heimat — er ist Sohn eines Pfarrers im Elsaß, geb. 1875, spricht und schreibt so französisch wie deutsch —, ist er zur Zeit, nachdem er zwischendurch wiederholt länger in Europa gewesen, zum vierten Male in Lambarene: er hat dort ein Lazarett gegründet und ist in „Europa“ (Frankreich, Schweiz, Schweden, England, auch stets in Deutschland) bemüht gewesen, sich die Mittel zu beschaffen für sein afrikanisches Lebenswerk. „Lebenswerk“? Ja, man muß wirklich so fragen. Denn bis zur Stunde (seit 1899, wo er sein Erstlingsbuch über „Kants Religionsphilosophie“ — ein durchaus eigenartiges, höchlich förderndes Werk: 325 Seiten — herausgab), ist er literarisch so als Theolog, wie als Philosoph, wie als Musikwissenschaftler tätig geblieben. Und stets hat er Durchschlagendes geleistet. Er ist Bachkenner, ich glaube man muß sagen: wie kein anderer. Und dabei ausübender Orgelkünstler, auch wie zur Zeit kaum einer (auch Theoretiker der Orgeltechnik [s. seine kleine Schrift „Deutsche und französische Orgelbaukunst, 1906, 54 Seiten] — sein eigentliches „Werk“ über Bach, 1908, erschien 1905 französisch, 455 Seiten, dann deutsch 1908: 844 Seiten! Dazu hat er „J. S. Bachs Orgelwerke“ in „kritisch praktischer Ausgabe“ möglichst zu verbreiten gesucht). Als Theolog ist Schweitzer so Historiker der Leben Jesu- und Paulusforschung, wie Mitarbeiter auf beiden Gebieten. In den „Theol. Studien und Kritiken“ 1926 hat E. Barthel, S. 445—462, ihn „als Theologen“ geschildert. Soeben noch ist ein neues Werk von Schweitzer über Paulus (seine „Mystik“) erschienen (geschrieben im Urwalde!). Sehr bekannt und verbreitet ist seine „Kulturphilosophie“ (bisher zwei Bände, 1923; zwei weitere sollen folgen, beschäftigen ihn jetzt). Es ist fast unbegreiflich, daß Schweitzer körperlich die Kraft aufgebracht hat, wissenschaftlich zu leisten, was er stets inmitten energischer, seit er in Äquatorialafrika sein „Zelt“ aufgeschlagen, schier verzehrender Tätigkeit als Arzt und „Reisender“ (in seinen europäischen Zwischenzeiten wissenschaftliche Vorträge haltend und Orgel spielend in Bach-Konzerten: er hat in Lambarene eine Orgel, auf der er täglich „sich erholt“!), in nie rastender, immer bedeutender Forschung geschäft hat. Man lese die „Selbstdarstellung“. Ohne eine Spur von Eitelkeit „registriert“ Schweitzer nur, lebhaft schildernd, fast zu skizzenhaft, wie er bisher sein Leben geführt. Seine Kulturphilosophie erbaut er auf der „Ehrfurcht vor dem Leben“. Er hat diese Ehrfurcht wahrlich selbst betätigt.

Allgemeines

Karl Völker, Kirchengeschichte Polens. W. de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1930. 337 S.

Mit einem Buche über die Geschichtsschreibung des Protestantismus in Polen hat der Wiener Kirchenhistoriker vor 20 Jahren seine wissenschaftliche Arbeit eröffnet, seitdem manchen anderen Beitrag zur Kirchengeschichte des Ostens geliefert, in dieser Zeitschrift ständig die Polonica besprochen, unlängst in den Jahrbüchern für Kultur und Geschichte der Slaven eine wertvolle Studie „Die

polnische Kirchengeschichte im Spiegel der Forschung des letzten Jahrzehnts“ uns geschenkt, nun bietet er uns in dem vorliegenden Werke die erste wissenschaftliche zusammenhängende Darstellung der Kirchengeschichte Polens. Seine Vorstudien, seine Kenntnis der östlichen Sprachen befähigen ihn wie keinen anderen deutschen Kirchenhistoriker zu dieser Arbeit, an die sich selbst von polnischer Seite bisher niemand gewagt hat. Den hohen Erwartungen, mit denen man an das Buch herantritt, entspricht es, unter Verwertung der gesamten einschlägigen deutschen und slavischen Literatur gibt es ein klares, lichtvolles Bild von der Entwicklung der Kirche und Kirchen in Polen, bei strittigen Fragen prüft es unbefangen und sorgfältig das Für und Wider. Gerade deutsche Forscher werden gern nach ihm greifen, weil es vieles, ich denke besonders an die Kapitel „Die griechisch-katholische Kirche in Polen und Litauen“, „Das innere Leben der katholischen Kirche im vorreformatorischen Zeitalter“, „Der römische Katholizismus als Staatsreligion“ zum ersten Male eingehend in deutscher Sprache behandelt. Vielfach wird der Wunsch lebendig, der Verfasser hätte noch ausführlicher sich äußern können. Bei einer anderen Art der Darstellung wäre es vielleicht auch bei dem zur Verfügung gestellten Raume möglich gewesen. Der Stoff wird in sechs Abschnitte gegliedert: Voraussetzungen, die Kirche unter den Piasten (992—1386), unter den Jagiellonen (1386—1572), im Zeitalter des Wahlkönigtums (1572—1795), unter den Teilungsmächten. Jedem Abschnitte wird eine kurze Darstellung der Profangeschichte vorangestellt, jedem Kapitel ein sehr umfangreicher Literaturnachweis beigegeben, der einmal nahezu vier Seiten umfaßt. Wären die profangeschichtlichen Ausführungen unterblieben, der Literaturnachweis, der schließlich doch nicht vollständig ist, wiederum auch manche Spreu mitbringt, dazu vieles nennt, was dem deutschen Leser ganz unzugänglich ist, auf das notwendigste beschränkt, wäre viel Raum erspart, und der Verfasser hätte an mancher Stelle ausführlicher werden können. Ein Mann wie Peter Wlast, der im 12. Jahrhundert über 70 Kirchen erbaut hat, wie Joh. Caper, das großpolnische Gegenbild Gregor Paulis, hätte wohl nicht übergangen, jedenfalls die Thorner Konföderation nicht in einem gelegentlichen Nebensatze abgetan werden dürfen. Die ganze Einteilung, die den großen Wendepunkt der Zeiten, die Reformation, die doch auch in Polen so tief eingegriffen hat, nur inmitten eines Abschnittes bringt, halte ich nicht für glücklich. Ich hätte gruppiert: Die mittelalterliche Kirche, Die Reformation und Gegenreformation, Der römische Katholizismus als Staatsreligion, Die bedrückten Bekenntnisse, Unter den Teilungsmächten. Die oft aufgeworfene Frage: Hat der römische Katholizismus bzw. der Jesuitismus im 18. Jahrhundert Polen in den Abgrund gestürzt?, stellt auch Völker. Er ist geneigt, die Kirche hier zu entschuldigen und den Adel zu belasten. Ich kann ihm nicht beipflichten. Der Anfang des Endes war schon 1717, als glühender Glaubenshaß die Entrechtung der Dissidenten von Peter dem Großen mit der Herabsetzung des polnischen Heeres auf 17 000 Mann erkaufte, damit das Land Rußland in die Hände gab, das seine Truppen seitdem aus Polen auch nicht mehr zurückgezogen hat. Das Ende trat ein, als Rußland seine Politik änderte, den Dissidenten Schutz gewährte, die wider ihre Gleichberechtigung kämpfenden Konföderationen 1768—1772 niederschlug und dafür natürlich entschädigt sein wollte. In seinem Dissidentenhaß hat sich das alte Polen erst selbst die Hände gebunden, dann in den Abgrund gestürzt. Ich verstehe nicht, wie Völker dem Primas Podoski es als Fehler anrechnen kann, daß er nichts tat, als der russische Botschafter Repnin die Bischöfe Soltyk und Zaluski wegen ihrer unnachgiebigen Haltung in der Dissidentenfrage verhaften und nach Rußland abführen ließ. Sollte der Erzbischof noch in der Zeit der Aufklärung die nicht verleugnen, sondern schützen, die jede Duldung Andersgläubiger maßlos bekämpften und damit das Staatsschiff an die zerschellenden Felsen trieben? Doch nicht nur direkt hat die römische Kirche durch ihre Unduldsamkeit das alte Polen zerschellen lassen, es hat seinen Untergang auch verschuldet, indem

es die Masse des Volks in Stumpfheit niedergehalten hat. Ich will nicht auf den trostlosen Zustand verweisen, den das westliche Polen bot, als es an Preußen kam. Waschinskis bedeutsames zwei Bände starkes Werk: „Das kirchliche Bildungswesen in Ermland, Westpreußen und Posen vom Beginn der Reformation bis 1773“ ist Völker entgangen. Aus ihm entnehme ich die Nachricht, daß der polnische Visitator 1583 von der Schule des Städtchens Schwetz sagt, sie sei die einzige im ganzen großen Archidiakonats Pomerellen. 1739 meldet der preußische Gesandtschaftsrat Hoffmann in Warschau von neuer Drangsalierung der Evangelischen in der Landeshauptstadt und bemerkt dabei: „Den katholischen Bürgern ist angemutet, ihre ev. Bedienten abzuschaffen, weswegen sie sehr verlegen sind. Denn wenig oder vielmehr gar keine katholischen Subjekte sind anzutreffen, denen sonderlich ein Kaufmann seine Handlung anvertrauen kann“. Wie ein greller Blitz beleuchtet diese Nachricht den geistigen Tiefstand des frommen polnischen Volkes. Bei der Anzeige meiner polnischen Reformationsgeschichte hat Völker einst geurteilt, sie betone das Moment des Martyriums zu stark. Er übergeht es dafür auf der ganzen Linie. Wir hören nichts von der Ermordung der fünf Brüder in alter Zeit, die Bruno von Querfurt beschrieben hat, nichts von den Scheiterhaufen, die den Kelchnern errichtet sind, nichts von dem Martyrium eines Martin von Kurow, Franco in Wilna, Tyszkowicz in Bielsk, nichts von den niedergeschlagenen und ausgepeitschten Pastoren, nichts von den steten Bedrängnissen, unter denen die akatholischen Gemeinden seufzten. Wenn Völker von der Schwierigkeit der Lage der Protestanten spricht, läßt dieser Ausdruck doch nicht im entferntesten all die Leiden vermuten, die ich für das Posener Land in meinem Büchlein: „Das Evangelium unter dem Kreuz“ dargestellt habe. Ebensovienig hören wir etwas von dem zeitweilig recht schroffen völkischen Gegensatz. Natürlich gedenkt Völker z. B. der deutschen Klöster in Polen, aber wo sie geblieben, erfahren wir nicht. Von der planmäßigen Zurückdrängung der deutschen Mönche, von der schließlichen gewaltsamen Polonisierung der deutschen Klöster, die die deutschen Mönche zum Teil zur Flucht ins Ausland zwang, lesen wir nichts. Die glatte Darstellung geht über viel Leidenschaftlichkeit und Kämpfe hinweg. Dem Anabaptismus hätte wohl ein eigenes Kapitel gewidmet werden müssen. Dem Satze: „Sozzini setzte die Kindertaufe (in der unitarischen Kirche) durch“, kann ich nicht zustimmen. Die polnischen Brüder sind Wiedertäufer gewesen bis zu ihrem Untergange. Einer ihrer letzten Wortführer Preuß sieht gerade darin ihren Unterschied von den siebenbürgischen Unitariern. Den böhmischen Brüdern hätte ich mehr Beachtung gewünscht. Die 20 Zeilen auf S. 162 und spätere gelegentliche Bemerkungen werden ihnen nicht gerecht, und dann verschwinden sie mit einem Male ganz. Von ihrer Verschmelzung mit den Reformierten auf der Synode zu Scharfenort hören wir nichts. S. 255: „Dudith suchte in einem umfangreichen Briefwechsel den Antitrinitarismus zu rechtfertigen.“ Er hat sich nie offen zu ihm bekannt. S. 106 ist für Fürst Ostorrog zu lesen Ostrog oder Ostrozkij, wie Völker sonst schreibt, S. 242 für Sieniawskic (so auch im Register) Szaniawski. Einen Joh. Boschenschein in Danzig (S. 141) gab es nicht. Es liegt wohl eine Verwechslung vor mit Böschenstein, den Luther 1518 aus Krakau nach Wittenberg gezogen hat. Bei den Orts- und Personennamen ist die ursprüngliche Schreibweise beibehalten, sagt das Vorwort. So schreibt Völker also z. B. Trzemeszno für Tremessen. Das mag hingehen. Aber welcher deutsche Leser vermutet hinter Szamotuly die Stadt, die seit 600 Jahren auch den Namen Samter trägt, hinter Koscian die alte deutsche Stadt Kosten, die ihre Stadtbücher noch bis 1550 deutsch geführt hat, hinter Chobynicz Köbnitz bei Bentschen. Der deutsche Mönch Jakob von Jüterbog oder Paradies erscheint als Jakob von Paradyż, obwohl für dies deutsche Kloster, im deutschsprachigen Grenzgebiete gelegen, erst ganz spät, als es polonisiert war, die polnische Schreibweise gelegentlich auftaucht. Der Danziger Bürgersohn Flachsbander, der seinen Namen in Dantiskus latinisiert hat, begegnet uns

als Dantyszek, wie er sich selbst nie genannt hat. Welcher deutsche Leser denkt bei Wschowa an die durch alle Jahrhunderte rein deutsche Stadt unseres Val. Herberger? Der Verfertiger des Registers hat denn auch schon Wschowa von Fraustadt unterschieden und daraus zwei Städte gemacht. Doch das sind Einzelheiten, die den wissenschaftlichen Wert des Buches nicht beeinträchtigen.

Pratau bei Wittenberg.

Theodor Wotschke.

Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Erste Reihe. In Verbindung mit K. Beyerle und G. Schreiber herausgegeben von H. Finke. (Spanische Forschungen der Görres-Gesellschaft, Band 1, Reihe 1.) Münster i. W., Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, 1928. 392 S. geh. 17.50 M., geb. 20.— M.

Von den Beiträgen dieses Sammelbandes, deren Verfasser sind: G. Schreiber, J. Vives, P. Wagner, A. Grieria, B. Kleinschmidt, M. Grabmann, H. Finke, F. Streicher, K. Eschweiler, J. Schmidlin, O. Feßler und J. M. Ramos y Loscertales, erwecken die folgenden das besondere Interesse des Kirchenhistorikers. Der bekannte Liturgie-Forscher Prof. Dr. Peter Wagner (Freiburg, Schweiz) kommt auf Grund seiner archivalischen Studien in Spanien zu dem Ergebnis, daß die mozarabische Liturgie nicht auf orientalische oder altrömische Wurzeln zurückgeht, sondern der ambrosianisch-gallikanischen am nächsten verwandt ist. Der Münchener Theologe Martin Grabmann charakterisiert kurz ein wichtiges Werk des Petrus Hispanus (Papst Johannes XXI., gest. 1722) „de anima“, das er auf der Biblioteca Nacional in Madrid gefunden hat und demnächst herausgegeben wird. H. Finke selbst schildert mit gewohnter Meisterschaft drei spanische Persönlichkeiten, die als Publizisten bei Beginn des großen Schismas gewirkt haben: Mathäus Clementis, Nicolaus Eymerich und S. Vincente Ferrer. Von größter Bedeutung ist aber die Abhandlung des inzwischen nach Braunsberg berufenen Karl Eschweiler über „die Philosophie der spanischen Spätscholastik auf den deutschen Universitäten des siebzehnten Jahrhunderts“. Sie zeigt, daß die Metaphysik der Jesuiten (Suarez) ihrer Herkunft nach eine Frucht des italienischen Geistes auf spanischem Boden ist. Als „Scholastik“ ist sie dem mittelalterlichen Thomismus in vieler Hinsicht entfremdet, in ihrer Wirkung aber auf die Universitäts-Philosophie beider Konfessionen in Deutschland noch gar nicht bisher untersucht. Eschweilers materialreiche und scharfsinnige Untersuchung kommt unter anderem zu dem Ergebnis, daß Conring und Leibniz ohne ihre Herkunft von und langjährigen Beziehungen zu der Suarezischen Philosophie nicht wirklich verstanden werden können. Namentlich der Historiker der protestantischen Theologie wird der Arbeit Eschweilers größte Aufmerksamkeit zu widmen haben.

Breslau.

Peter Rassow.

Enchiridion asceticum. Loci ss. patrum et scriptorum ecclesiasticorum ad ascesim spectantes quos collegerunt M. J. Rouët de Journal S. J. et J. Dutilleul S. J. adiuvantibus aliquibus aliis patribus Societatis Jesu. Friburgi Brisgoviae, Herder & Co. Typographi editores pontificii, 1930. (XXXVI, 666 S.) 8°. 13.— M.; Lw. 16.— M.

Aufbau und Anlage dieses Ench. asceticum entspricht den übrigen bei Herder schon erschienenen Enchiridien. Dem Ench. asceticum liegt der katholische Begriff der Askese zugrunde, der nicht nur die Abwendung von der Welt in sich begreift sondern auch das positive Ringen um die Erlangung der christlichen Vollkommenheit. Nur wenn man das beachtet, begreift man die getroffene Auswahl, die Stellen aus Schriften der apostolischen Väter bis hin zu Johannes von Damaskus berücksichtigt. Besonders ausführlich kommen Tertullian, Origenes, Basilius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus zu Wort. Die Anordnung erfolgt unter chronologischem Gesichtspunkt. Ein systematisches und ein alphabetisches

Register geben die sachliche Verknüpfung der gebotenen Texte, die modernen Ausgaben, soweit sie vorliegen, sonst Migne entnommen sind. Griechische Texte sind auch in lateinischer Übersetzung beigegeben.

Ich habe die gebotene Auswahl aus den ersten zwei Jahrhunderten ganz genau durchgeprüft. Dabei ergaben sich mir an Ausstellungen bzw. Wünschen:

1. Der Literaturkreis, aus dem die Belegstellen ausgewählt sind, ist zu eng gezogen, wenn nur vier der Patres apostolici sowie Tertullian und Klemens von Alexandrien zu Wort kommen. Es fehlen sämtliche apokryphen Evangelien, Apostelgeschichten oder Apokalypsen; es fehlt Tatian, überhaupt alle Apologeten.

2. Der materielle Kreis ist zu eng gezogen. Die für die Askese grundlegende Unterscheidung von „Gebot“ und „Rat“ ist z. B. nicht berücksichtigt; vgl. Hermas, Sim. V. 3, 2f. (doch ist Origenes Comm. in Romanos 10, 14 sogar unter der Überschrift „Praecepta et consilia“ abgedruckt, ebenso Pelagius, „Epistula ad Demetriadem“ 9 und Augustinus, „De sancta virginitate“ 13, 13; um so auffälliger ist das Fehlen der Hermasstelle). — Die für die Askese ebenso grundlegende Unterscheidung von „vollkommen“ und „unvollkommen“ ist nicht berührt. Zwar sind die betr. Stellen Didache VI, 2, Ignatius ad Eph. 15, 2 mitgeteilt, aber unter anderem Gesichtspunkt und die auch hierfür wichtige Stelle Hermas Sim. V, 3, 7f. fehlt, wie gesagt. Auch die Grundlage der ganzen antiken Haltung, die Verachtung der vergehenden Welt, tritt nicht deutlich genug hervor.

3. An einzelnen Stellen aus dem berührten Schriftenkreis vermisste ich z. B. Ignatius ad Polycarpum 5, 2; Polycarpus ad Phil. 7, 2; 10, 2; Hermas Vis. II, 2, 1; III, 10, 6; Mand. I, 1f. — Nun ist zwar möglich, daß die Stellen absichtlich fortgelassen sind, denn im Vorwort heißt es: „consulto aliquot textus omisimus, qui in obviis libris legi possunt, verbi causa in Breviario vel alii Enchiridii iam editis; sed plerumque ad eos, ubi in hoc libro legi deberent, lectorem remissimus.“ Auf die von mir vermißten Stellen ist aber nicht aufmerksam gemacht und auch falls es geschehen wäre, würde ich das Fehlen beanstanden, da das Enchiridion ohne sie eine brauchbare Grundlage für akademische Übungen z. B. nicht abgeben kann.

4. Es fehlt jegliche Hilfe für die Durcharbeit durch Hinweis auf Literatur, durch einen noch so knapp gehaltenen Kommentar und ähnliches. Vor allem Literaturangaben halte ich für dringend geboten.

5. Ohne jede Anmerkung den sogenannten II. Klemensbrief als einen Brief des „S. Clemens Romanus Papa, 92—101“ abzudrucken, erscheint mir zum mindesten mehr als kühn.

Meine Beanstandungen sollen selbstverständlich nicht besagen, daß im Ench. asceticum keine dankbar zu begrüßende Bereicherung der Literatur vorläge. Sie sollen nur pflichtmäßig seine Grenzen kennzeichnen und gleichzeitig Wünsche aussprechen, die bei einer zweiten Auflage hoffentlich weitgehend berücksichtigt werden.

Kiel-Voorde.

Kurt Dietrich Schmidt.

Bulletin of the John Rylands Library Manchester, Vol. 14, Nr. 1, January 1930. Die Library Notes and News p. 1—36 sind diesmal besonders inhaltreich, weil sie das Leben und die Würdigung der wissenschaftlichen Tätigkeit von zwei Professoren an der Theologischen Fakultät Manchester enthalten, die im Jahre 1929 gestorben sind: A. S. Peake und Th. F. Tout. Das Heft selbst enthält mehrere Artikel, die gewidmet sind der Fünfundzwanzigjahrfeier der Theologischen Fakultät Manchester: p. 37—52: F. C. Burkitt, Twenty-five Years of Theological Study; p. 53—58: R. G. Parsons, The commemoration of the twenty-fifth anniversary of the establishment of the Theological faculty in the university of Manchester with some reference to its origins and history; p. 59—61: A. Hopkinson, The Rylands Library and the Theological Faculty. — p. 62—80:

L. F. Rushbrook-Williams, *Indigenous Rule in India*. — p. 81—114: W. A. Pantin, *A Medieval Collection of Latin and English Proverbs and Riddles, from the Rylands Latin MS. 394 zeigt, wie reichhaltig die Rylands-Bibliothek auch an mittelalterlichen Handschriften ist*. — p. 115—120: *The Editor* (H. Guppy), *Safe guarding Manuscript Sources of National and Local History*. — p. 121—123 (124): *Derselbe* (und Mingana), *The Genuineness of 'At-Tabari's Arabic „Apology“, and of the syriac Document on the spread of Christianity in Central Asia in the John Rylands Library*. — p. 125—181: M. V. Clarke & V. H. Galbraith, *The deposition of Richard II*. — p. 182—297: A. Mingana, *Woodbrooke Studies. Christian documents in Syriac, Arabic, and Garshuni edited and translated with a critical apparatus. Fasciculus 6. Apocalypse of Peter* (Mingana Syr. 70).

Kiel.

G. Ficker.

Altertum und Mittelalter

Quinti Septimii Florentii Tertulliani Liber de Praescriptione Haereticorum addito S. Irenaei Adversus Haereses libro III, 3—4. — M. Minucii Felicis Octavius. — S. Thascii Caecili Cypriani de Lapsis. Recensuit Josephus Martin. (= Florilegium Patristicum edd. Bernardus Geyer et Johannes Zellinger, fasc. IV, VIII et XXI.) Bonnae, Hanstein, 1930. 47, 86 u. 48 S. 2.—, 3.60 u. 2.— M.

Das Florilegium patristicum erlebt unter seiner neuen Leitung einen sichtbaren Aufschwung. Mir liegen drei gute, unbedenklich als kritisch zu bezeichnende Ausgaben immer wieder begehrter Schriften vor. An Rauschens († 1917) Ausgabe von Tertullians *De Praescriptione* (1905) hat Martin kaum etwas zu ändern gefunden. Bei der Bibliographie hätte er m. E. stärker nachhelfen dürfen. — Dem Octavius, den Rauschen 1913 herausgab, hat Martin eine neue Gestalt gegeben. Er folgt dabei dem Parisinus mehr, als wir es von früheren Herausgebern gewohnt sind: *quamvis haud ita paucis eius locis genuinus textus mendis depravatus sit, tamen non cum prioribus editoribus corruptissimum esse codicem mendisque scateo indicaverim*. Das mag sich an mancher voreiligen Korrektur der Handschrift bewahrheiten lassen. Zuweilen möchte man aber doch fragen, ob M. nicht zu konservativ verfahren ist — ich notiere etwa: 25, 7 *postulaverant*; 27, 5 *fassis*; 27, 7 *Christiani*; 30, 2 *et potis*; 30, 4 *Gallos* —, und darf zweifeln, ob der Text, wie er nun dasteht, verständlich ist. Besonders zu beachten ist, daß M. in dem großen Abschnitt von Kap. 21, 4 bis 24, 5 der bisherigen Ausgaben die seit Lindner (1760) verlassene Anordnung des Textes zugunsten der Handschrift wieder hergestellt wissen will. Gelegentlich macht M. selbst Verbesserungsvorschläge: 31, 1 *contio* scheint mir einleuchtend zu sein. Der Apparat ist sauber gearbeitet. Zu 28, 6 (p. 66, 17) fehlt *hominum Do*; zu 30, 4 (p. 70, 8) *Romanis* und *loco* (hinter *sacrificiis Do*). Sehr zu begrüßen ist der Ersatz der oft gar zu sehr auf den *rudis* zugeschnittenen Anmerkungen Rauschens durch eine reichliche, gut ausgewählte Parallelsammlung. Zur Prioritätsfrage äußert sich M. dahin, daß Minucius vom Verfasser von *quod idola dei non sint*, als welchen er mit Koch Cyprian betrachtet, abhängig, folglich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts anzusetzen sei. Dazu vergleiche, was ich in dieser Zeitschrift S. 93 bemerkt habe. Zu leugnen ist nicht, daß die von M. zum Vergleich herangezogenen Stellen seiner Meinung Gewicht geben. — Auch dem Text von *De Lapsis* hat M. eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Daß er dabei dem *Sequerianus* (Parisinus) nicht, wie Hartel, durchweg folgt, auch dem *Monacensis*, anders als Hartel, vor dem *Wirceburgensis* den Vorrang gibt, wird man nur billigen. Übrigens handelt es sich in der Mehrzahl der ohnehin nicht häufigen Fälle, in denen M. von Hartel abzuweichen sich genötigt sieht, um Kleinigkeiten, meist Wortstellungen. Von bedeutsamen Änderungen notiere ich: p. 8, 5 (p. 237, 16 H)

diu inexplibili cupiditate statt divina et i. c.; p. 13,8 (240, 16) sacerdotiis st. sacerdotibus; 22, 6 (245, 18) naufragaverunt st. erraverunt (Schriftzitat; unter Berufung auf Parallelstellen bei Cyprian); 26, 3 (248, 2) excussa st. exclusa (vgl. ep. 48, 3; p. 607, 15); 26, 17 (248, 14) aut st. et (Schrift; Parallelen in test.); 31, 7 (251, 13) adfflictionis st. adfflictationis (Schrift; vgl. Fort. 4; p. 324, 23); 35, 3 (254, 7) ostendimus st. obtendimus (Parallelen bei Cyprian); 40, 10 (258, 5) confundetur st. confundet (Schrift; vgl. ep. 63, 15; p. 714, 2); 41, 8 (258, 19) facta (von Hartel zu Unrecht eingeklammert); 41, 14 (259, 1) vestimenta ohne vestra (Schrift; vgl. ep. 55, 22, p. 640, 15 u. a.); 42, 11 (259, 19) nigro st. nigri; 43, 12 (260, 5) licet (von H. zu Unrecht eingeklammert); 44, 12 satisfacere et Dominum rogare st. s. Domino ac precari; 46, 1 (262, 8) claudunt (wohl S ? Notiz im Apparat fehlt) st. cludunt (MW); 46, 3 (262, 11) timor in Deum st. timor Domini; 47, 15 (263, 16) conversus gemueris st. c. fueris et g. (Schrift; vgl. ep. 34, 1; p. 569, 9); 48, 2 (263, 23) malitias inrogatas st. malitiam inrogatam (Schrift; Parallelen bei Cyprian). Leider hat M. die Gelegenheit nicht benutzt, die für das Zitieren so bequeme Paragraphenteilung der Kapitel einzuführen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Mercati dem Herausgeber zwecks Notierung der von Latinus aufbewahrten Lesarten des Veronensis sein Handexemplar von De Lapsis über die Alpen zur Verfügung stellte. Bei der Korrektur kann ich einen Hinweis anfügen auf die eingehende Besprechung, die Hugo Koch (ThLz 1930, Sp. 439—442) der Ausgabe gewidmet hat. Bei voller Anerkennung ihrer Trefflichkeit bereichert Koch zumal den Kommentar durch Heranziehung zahlreicher Parallelen, wie sie eben nur einem so hervorragenden Kenner cyprianischen Schrifttums zur Hand sind. Keiner wird dafür dankbarer sein als Martin selbst. S. 16, 7 (Martin) will Koch wohl richtig mit RW rerum statt regum lesen.

Gießen.

G. Krüger.

Auf S. 260 habe ich auf den Aufsatz von Brooks über Paul von Antiochien und das alexandrinische Schisma hingewiesen. Es war mir dabei nicht gegenwärtig, daß schon Th. Hermann in einem Aufsatz der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft (27, 1928, 263—304) das gleiche Thema ausführlich behandelt und dabei zwar nicht eine Übersetzung, aber eine sehr eingehende Inhaltsübersicht über die auch von Brooks herangezogenen Documenta gebracht hat. Hermanns chronologische Aufsätze weichen von denen Brooks' mehrfach ab.

Gießen.

G. Krüger.

Joseph Ahlhaus, Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kirchenrechts- und Kulturgeschichte. (Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von U. Stutz und Joh. Heckel, Heft 109/10.) 415 S. Gr. 8°. 1929. Stuttgart, Ferdinand Enke. Geh. 40.— M.

Lange hat die kirchenrechtsgeschichtliche Forschung sich mit besonderer Vorliebe der Untersuchung des Archidiaconats zugewandt. Erst seit kurzem ist eine andere wichtige Institution, die bis heute noch lebendig ist, Gegenstand eindringenderen Studiums geworden, das Landdekanat. Unter den Arbeiten, die sich damit beschäftigen, wird das vorliegende Buch seinen Platz behaupten, einmal, weil das behandelte Gebiet der größte Bischofssprengel des deutschen Mittelalters war, eine Riesendiözese, die sich vom St. Gotthard bis an die Grenze Frankens erstreckte, dann aber auch, weil es mit rühmenswerter Sorgfalt und Umsicht aus den Quellen gearbeitet ist, unter sehr weitgehender Beiziehung der Literatur. Zunächst wird die älteste Verwaltungsorganisation des Bistums geschildert, die bis etwa 1100 lebendige Archipresbyteratsverfassung (auf die lehrreiche Auseinanderlegung der verschiedenen Bedeutungen des Titels A. auf S. 29 Anm. 3 möchte ich besonders hinweisen), dann die Ausbildung der seit 1130 urkundlich bezugten Landdekanate sorgfältig untersucht. Der Ausbau des Pfarr-

systems machte die Einrichtung von Zwischeninstanzen zwischen Bischof und Pfarrgeistlichkeit nötig; das neue Amt ist von oben her, durch den Bischof, geschaffen worden, nicht von unten, durch selbständigen, gruppenweisen Zusammenschluß der Geistlichen entstanden. Die vollausgebildete Dekanatsenteilung der Diözese ist uns in einer Heberolle für den 1274 beschlossenen Kreuzzugszehnt aus dem Jahre 1275 erstmalig vollständig überliefert. In zehn Archidia-konatssprengeln bestehen 64 Dekanate. Die Zerlegung in Unterbezirke (*regiunculae*) findet in der Konstanzer Diözese in der Hauptsache erst in der Neuzeit statt; nur einige Dekanate zeigen schon im 15. Jahrhundert Einteilung in partes. Außerhalb des Dekanatsverbandes stehen die Bischofsstadt und eine Anzahl Stifts- und Ordenskirchen mit Pfarrecht.

Den Hauptteil des Buches bildet das dritte Kapitel, das sehr ausführlich an Hand der zahlreichen Rechtsquellen (Kapitels-, Diözesan- und Synodalstatuten und Einzelurkunden) die Institution in ihrem Leben zu zeigen unternimmt. Zunächst dienen die Dekanate der bischöflichen Diözesanregierung als Aufsichtsorgane für die Pfarrer und Vollzugsorgane für die bischöflichen Verordnungen, deren Bekanntmachung Dekan und Kämmerer zu besorgen haben. Sie haben auch den Bischof in der Pfründenbesetzung zu unterstützen und für die richtige Einziehung der Steuern und Abgaben zu sorgen. Daneben bildet die Gesamtheit der in dem Dekanatsbezirk tätigen Pfarrer eine Korporation, ähnlich organisiert wie eine Zunft, das Landkapitel, das eigenes Vermögen hat, gemeinsame Feierlichkeiten und Feste abhält, die Interessen seiner Mitglieder gegen weltliche und geistliche Obrigkeiten wahrnimmt, Verfehlungen der Mitglieder rügt und straft usw., endlich außerdem noch — ebenfalls ähnlich den Zünften — eine geistliche Bruderschaft bildet. Als Beilagen sind eine Anzahl bisher unveröffentlichter Aktenstücke, Kapitelsstatuten usw. gedruckt.

In Einzelheiten wird die ortsgeschichtliche Forschung gewiß noch die eine oder andere Verbesserung und Vertiefung bringen können (für Württemberg hat Bossert in der Theol. Lit.-Ztg. 1930, Sp. 298 f. einige derartige Notizen geliefert); doch wird das dem Ergebnis der Arbeit kaum einen Abbruch tun; in den wesentlichen Zügen hat der Verf. wohl überall das Richtige getroffen, und die weitere Arbeit wird auf dem von ihm gelegten Grund bauen. Für verbesserungsfähig halte ich zum Teil seine Ausführungen über die Sprengelbildung (§ 5), wo er in der Hauptsache auf den überholten Aufstellungen Baumanns über die Gau-grafschaften fußt und sich von der Berücksichtigung der Arbeit A. Bauers hat abschrecken lassen. Einige Bemerkungen über die tatsächliche Einhaltung all der schönen Statuten und Vorschriften wären auch von Interesse gewesen, so wenn man (S. 133) liest, daß der Besitz mehrerer Pfarreien verboten war, oder (S. 137) daß die Statuten Vorkehrungen zur Ausrottung der sittlichen Gebrechen der Zeit trafen; in den Konstanzer Bischofsregesten findet sich gar nicht wenig Material über die tatsächlichen Zustände. Interessant ist der bischöfliche Befehl an die Dekane, die Statuten auch in der Muttersprache zu erklären (S. 212); die Herren Konfratres scheinen also nicht immer ganz sattelfest im Latein gewesen zu sein.

Eines ist bedauerlich an diesem sonst rühmenswerten Buch. Das ist sein hoher Preis. Und ich muß sagen, daß der Verf. daran nicht ganz unschuldig ist. Etwas knappere Fassung, Verzicht auf manche doch nicht so wesentliche Einzelheiten wären möglich gewesen. Ich nenne beispielshalber das dritte Kapitel, wo in § 17 die finanziellen Angelegenheiten mit behaglicher Breite bis in alle örtlichen Verschiedenheiten der Eintrittsgebühren oder der Strafgeder behandelt werden. Auch in den Anmerkungen ist in der Anführung von Literatur manchmal mehr als unbedingt erforderlich geschehen. Zusammenstellungen, wie S. 8 Anm. 3 oder S. 58 Anm. 2 sind sehr dankenswert; aber — um nur ein Beispiel zu nennen — S. 13 Anm. 3 hätte auf den größeren Teil der alten Literatur ruhig verzichtet werden können; ein kurzer Verweis auf Simonsfeld in den Jahr-

büchern Friedrichs I., S. 397f. hätte hier die gleichen Dienste getan. Urkundenbücher wie das Fürstenbergische (S. 33 Anm. 1) oder das Basler (S. 53 Anm. 1) wären auch ohne die feierliche Aufzählung sämtlicher Herausgeber und der ganzen Bändezahl (in drei und zwei ganzen Zeilen) hinreichend deutlich zitiert gewesen. Anderes hätte man dem Verf., auch ohne daß er eigens einen oder mehrere Zeugen dafür beibringt, unbesehen geglaubt; oder muß man uns wirklich erst mit Verlagsort, Erscheinungsjahr, Band und Seite das Lehrbuch der Nationalökonomie des Paters Pesch zitieren, damit wir begreifen, was ein Darlehnszins ist (S. 273)? Wissenschaftliche Arbeit besteht doch nicht darin, daß man nach gutmittelalterlicher Art möglichst viele Autoritäten zitiert; eigene Gedanken sind auch erlaubt und machen sich sogar ab und zu ganz hübsch. Daß der Verf. gründlich gearbeitet hat und auf seinem Gebiet zu Hause ist, zeigt sein Buch zur Genüge, und wenn es durch Verzicht auf solche entbehrliche Ausführlichkeit etwas billiger geworden wäre, dann wäre es für ihn selbst nur vorteilhaft gewesen.

Tübingen.

H. Damenbauer.

Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc. Herausgegeben von Walther Ziesemer (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Sonderreihe, Bd. 1). Halle, Niemeyer, 1930. VIII u. 424 S. 8°. 25.— M.

Claus Cranc, vermutlich derselbe Bruder Nicolaus, der 1323—1336 als Kustos der Minoriten in Preußen bezeugt ist, übersetzte um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Thorn die großen und die kleinen Propheten ins Deutsche. Angeregt war er dazu — das sagt das Akrostichon des vorausgeschickten Gedichts — durch Siegfried von Dahenfeld, obersten Marschall des Deutschen Ordens von 1347—1359. Damit wird die Übersetzung in den Kreis der Bibelverdeutschungen eingereiht, die auf das Bestreben des Deutschen Ordens zurückgehen, alle Teile der Bibel in deutscher Sprache zu besitzen, damit sie den Ordensbrüdern bei den gemeinsamen Mahlzeiten vorgelesen werden konnten. Bei Heslers Apokalypse, den Büchern Daniel, Hiob, Makkabäer u. a., war die Übersetzung in paarweis gereimten Versen gegeben und durch kommentierende Erörterungen erweitert. Die Bedeutung von Crancs Übersetzung liegt darin, daß er reine Übersetzung der Bibel bietet, wörtliche Prosa und (von einer Stelle abgesehen) keinen Kommentar. Besonders beachtenswert ist, daß die Propheten, die doch sonst in jener Zeit nur als Zeugen für das Erscheinen Christi und in ihren Beziehungen zum Neuen Testament betrachtet und in Teilen übersetzt wurden, hier zum erstenmal um ihrer selbst willen in prosaischer vollständiger und getreuer Übersetzung geboten werden. Die Übersetzung Crancs ist in der bekannten Königsberger Prachthandschrift (A 191) überliefert, die auch die obengenannte poetische Bearbeitung des Buchs Hiob enthält sowie eine Prosaverdeutschung der Apostelgeschichte, die uns Ziesemer vor wenigen Jahren ebenfalls in einer vollständigen Ausgabe geschenkt hat. (Eine ostdeutsche Apostelgeschichte des 14. Jahrhunderts, Halle 1927 = Altdutsche Textbibliothek 24). Die Vorrede zu dieser Ausgabe und Ziesemers Bibelstudien geben auch die wichtigen Untersuchungen, die die große sprachliche Bedeutung des Crancschen Prophetentextes aufgezeigt haben und auf die Z. in der vorliegenden Ausgabe nur kurz rekapitulierend (S. Viff.) eingeht: Die Sprache der ostmitteldeutschen Kolonisten und Schriftsteller hat „im ausgehenden Mittelalter entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Sprache des Südens und Westens ausgeübt“. Die vorlutherische gedruckte Bibel ist z. T. durch jene ostdeutsche Sprache beeinflusst. Überraschende Übereinstimmungen mit Luthers Bibelsprache erklären sich aus der Tatsache, daß ja Luther in jenem ostdeutschen Kulturraum zu Hause war.

Daß Ziesemer die mühsame und zeitraubende Arbeit nicht gescheut hat, diese umfangreiche Ausgabe des sprachlich wie literarisch so bedeutsamen Textes zu schaffen, dafür müssen wir ihm zu größtem Dank verbunden sein.

Gießen.

Friedrich Maurer.

Adolf Korn, Tauler als Redner (Forschungen und Funde, begründet von Prof. Dr. Franz Jostes, herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Hübner, Heft 21). Münster, Aschendorff, 1928. VIII und 175 S. 6.90 M.

Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „die Grundzüge des rhetorischen Stils Taulers“ (S. 1) zu beschreiben, daher gilt sein Interesse „wesentlich dem rhetorischen Element in seiner wechselnden Ausprägung“ (S. 1). Im Unterschied von verwandten Arbeiten über andere Mystiker hält sich Korn nicht an das geschriebene Wort, sondern behält immer die Predigtsituation im Auge. Die methodisch gut angelegte Arbeit weist zunächst nach, daß Taulers Predigten improvisiert seien, und bespricht dann die einzelnen rhetorischen Elemente wie die rhetorische Frage, die Formen der Ich-Rede, den Ausdruck der Affektzustände, die fingierte Rede, die Anspielung, den bildlichen und den drastischen Ausdruck, die Lauffiguren usw. Es handelt sich also um eine rein germanistische Arbeit, die zur Erkenntnis des Mystikers Tauler nichts beiträgt, wie Verfasser selbst gelegentlich bemerkt (S. 154), um eine Arbeit, die nur den Redner charakterisieren will.

Diese untheologische Haltung macht sich m. E. des öfteren (besonders im ersten Teil) störend bemerkbar, sie läßt den Autor manche Beobachtungen aus dem improvisierten Stil der Predigt anstatt aus der Frömmigkeit des Mystikers erklären. Wer allegorische Kommentare gelesen hat, weiß, wie häufig die Verfasser eine begonnene Erklärung nicht durchführen; die Verwendung der Perikope vom Pharisäer und Zöllner in Predigt 57 muß deshalb doch nicht auf „Stegreifcharakter“ schließen lassen (S. 12). Wenn Tauler im exordium häufig sein Unvermögen bekennt, darf man dann ohne weiteres von einer „Demutformel“, von einer „captatio benevolentiae“ (S. 27) sprechen, darf man darin nur ein rhetorisches Kunststück sehen wollen, auch wenn mittelalterliche Predigtanweisungen eine derartige captatio verlangen? Liest man nicht immer wieder in den Schriften der Mystiker aller Zeiten, daß sie über das letzte Erleben nichts aussagen können? Gleichwohl sieht Korn darin nur eine rhetorische Eigentümlichkeit Taulers, die er der captatio des exordium an die Seite stellt (S. 33), nur eine rednerische Steigerung, ohne von der inneren Ergriffenheit des Mystikers berührt zu sein. Die Polemik gegen die „geistlichen lute“ soll als Kontrastobjekt „nachhaltige rhetorische Effekte“ (S. 36) erzielen, wo der Redner doch sicher alles andere als dies mit seiner Widerlegung und Warnung erzielen will. Dieses einseitige Vorwalten eines Gesichtspunktes bei Vernachlässigung anderer verleitet Verf. gelegentlich dazu, etwas erst zu Beweisendes bereits vorauszusetzen, so wenn die ganz verschieden ausgearbeiteten Predigteingänge nicht etwa aus mangelhafter Überlieferung erklärt werden (mit Ausnahme von Predigt 78), sondern wenn es S. 25 kategorisch heißt: „Im übrigen aber kann man angesichts der improvisierenden Predigtart Taulers auf diese Erklärung verzichten.“ Diese bis zum Extrem (S. 154) gesteigerte Improvisation Taulers und das ihr eigene rhetorische Element verwendet Korn dann als wichtiges Argument für die Güte des überlieferten Textes (S. 2) und die Korrektheit der Predigtachschrift (S. 3), ohne gegenteilige, ihm bekannte (S. 2) Bemerkungen Strauchs gebührend zu berücksichtigen.

Die Ausführungen des zweiten Teiles über „die einzelnen rednerischen Ausdrucksmittel“ (S. 63—154) sind theologisch unergiebig, von Interesse wären nur die ersten Abschnitte über Taulers Gemeinde (S. 63—72). So richtig es ist, daß Tauler in Frauenklöstern gepredigt hat, so falsch sind einzelne Beobachtungen, die Korn „unter frauenpsychologischem Gesichtspunkt“ (S. 71) in den Predigten anstellt. Der Kampf gegen die Süßigkeit des Geistes richtet sich doch nicht gegen eine spezifisch weibliche Unsitte (S. 70), denn in der Theologia deutsch finden wir z. B. die gleiche Warnung (cap. 10), und das andächtige Sich-Versenken in Christi Wunden (S. 71) ist doch keine den Frauenklöstern eigentümliche Frömmigkeit, sondern diese Passionsmystik finden wir u. a. auch bei Seuse, und letztlich geht sie auf Bernhard zurück.

Weist Korn auch mit Recht darauf hin, daß es Tauler nur auf den „Gehalt seiner Predigt“ (S. 156) ankam, so hinterläßt die Untersuchung gleichwohl einen zwiespältigen Eindruck. Man möchte einmal den Fleiß, die Sorgfalt und Exaktheit des Autors in Methode und Ausführung lobend hervorheben, und man hätte zugleich, daß alles Abzählen und Abmessen, alles Reden von Kontrastwirkungen und rhetorischen Effekten letztlich in der Luft schweben muß, wenn der Kontakt mit dem Innersten des Mystikers nicht erreicht wird.

Halle a. S.

Walther Völker.

Hermann Heimpel, Studien zur Kirchen- und Reichsreform des 15. Jahrhunderts. I. Eine unbekannte Schrift Dietrichs v. Niem über die Berufung der Generalkonzilien (1413/1414). Mit einem Anhang: Ein Gutachten Dietrichs über den Tyrannenmord (1415). Mit einer Tafel. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jahrgang 1929/30. 1. Abhandlung.) Heidelberg, C. Winter, 1929. 64 S. gr. 8^o. geh. 4.— M.

Die bisher unbekannte Schrift fand sich in einem Sammelband der Augsburger Bibliothek und stellte sich als Dietrichs eigenhändige Niederschrift (wohl Konzept) heraus. Sie stammt aus der Zeit zwischen Herbst 1413 und Herbst 1414 und behandelt die sonst mehr gelegentlich erörterte Frage, wem das Recht zustehe, ein allgemeines Konzil zu berufen. Der normale Fall ist für den Verf., daß der Papst das Konzil beruft. Doch hält er das nicht für ein ursprüngliches Recht des Papstes, sondern nur für eine geschichtlich gewordene Gewohnheit, eine päpstliche Usurpation, die man in ruhigen Zeiten hinnehmen kann, in Notfällen aber beiseitesetzen muß. In solchen Notfällen jedoch, wie sie ein Schisma darstellt oder die Notwendigkeit über einen Papst zu richten, hat der Kaiser für den Zusammentritt der Kirchenversammlung Sorge zu tragen. Dietrich zeigt sich auch in dieser Schrift nicht als selbständigen, kühnen Denker, sondern als Publizisten, der sich von den Bedürfnissen des Tages leiten läßt und keine grundsätzliche Änderung der bestehenden Rechtsordnungen erstrebt. Seine grundsätzlichen Darlegungen über den durch Usurpation entstandenen päpstlichen Primat sind seitenlang aus dem Defensor pacis des Marsilius abgeschrieben, wie er auch sonst reichlich und ohne besonders planvolle Auswahl mit fremdem Material arbeitet; jedoch die einschneidenden Folgerungen, die Marsilius zieht, vermeidet er und biegt auf den entgegengesetzten Weg ein. Die Einleitung des Herausgebers mit ihrer knappen, aber eindringenden Darlegung der Anschauungen der Zeit über die Berufung des Konzils läßt die im Grund konservative, nicht sehr selbständige Denkweise Dietrichs deutlich hervortreten. Im Anhang sind kurze Auszüge aus einem bisher unbekanntem Gutachten Dietrichs über die Sätze Jean Petits vom Tyrannenmord (wohl von 1415), das in der Hauptsache eine Zusammenstellung von Zitaten bringt, abgedruckt. Weitere Studien des Herausgebers sollen Dietrichs Stellung in den geistigen und politischen Bestrebungen seiner Zeit, ferner die Bemühungen um die Reichsreform im Anfang des 15. Jahrhunderts behandeln.

Tübingen.

H. Dannenbauer.

Woldemar Goerlitz, Staat und Stände unter den Herzögen, Albrecht und Georg 1485—1539 = Sächsische Landtagsakten I, herausgegeben von der Sächsischen Kommission für Geschichte. Leipzig/Berlin, B. G. Teubner, 1928. 599 S. 8^o.

Schon seit langem gibt es eine, im wesentlichen Regesten bietende Ausgabe der Ernestinischen Landtagsakten von C. A. H. Burkhardt. Niemand ist mit ihr so recht zufrieden. Woldemar Goerlitz, von der Sächsischen Kommission für Geschichte beauftragt, die Albertinischen Landtagsakten herauszugeben, schlug bewußt einen völlig anderen Weg ein. Ganz eingeschränkt hat er den Abdruck von Quellen: auf einen Anhang von 73 Seiten. Dafür erhalten wir 482 Seiten Dar-

stellung, für die, wie das Vorwort versichert und das Buch durchweg bestätigt, „das gesamte innerpolitische Aktenmaterial durchgearbeitet ist“. Reichhaltige Tabellen ergänzen seine Ausführungen, zahlreiche Quellenzitate durchsetzen den Text oder stehen in den Fußnoten; hier findet man auch ergänzende Hinweise zu älteren Arbeiten, mitunter sind für weitere Studien schon die Signaturen aller einschlägigen Akten bereitgestellt (vgl. z. B. 276, N. 4). Zu einem solchen Buche gibt es meines Wissens kein Seitenstück. Es ist mit Entschiedenheit geschrieben, und man muß es mit Bewunderung lesen. Freilich kann man zweifeln, ob es mehr gelesen oder nachgeschlagen werden wird. Eine Aktenpublikation vertretend, dient es bewußt der Stoffmitteilung ohne subjektive Zutaten. Die Anordnung der einzelnen Abschnitte will nicht immer einleuchten. Weshalb stehen z. B. die Bischöfe und Dynasten zwischen „Landesordnung“ und „Bergbau“?

Geschichtliche Forschung aller Art kann großen Gewinn aus diesem Werke ziehen. Hier fragt sich, was sich die Kirchengeschichte davon versprechen darf. In der oben zitierten Stelle aus dem Vorwort haben wir einen Zusatz unterdrückt, der hier nachfolgen möge: Es hieß dort, durchgearbeitet sei das gesamte innerpolitische Aktenmaterial, abgesehen vom kirchenpolitischen. Der Verzicht erklärt sich daraus, daß für Georgs Kirchenpolitik ja die vortreffliche Veröffentlichung von Geß vorliegt. Trotzdem bringt Goerlitz noch genug wertvolles kirchengeschichtliches Material. Einen höchst zuverlässigen Führer findet, wer beim Lesen sächsischer Quellen aus der Reformationszeit sich über die darin erwähnten staatlichen Beamten und Einrichtungen Auskunft holen will. Wem es auf die Funktionen des Obermarschalls oder des Landrentmeisters, des Schössers oder des Geleitsmanns ankommt, wer die Ober- und die Erbgerichte oder gar die drei Arten der Rechtsbeistände oder den Unterschied zwischen Er und Herr in der Anrede kennen lernen will, erhält sicheren Bescheid. Auch zur Personengeschichte wird reichster Stoff beigebracht, nur schade, daß kein Register ihn erschließt!

Den Hauptnutzen bringt natürlich zusammenhängendes Lesen. Viele neue Einzel Tatsachen über die Stellung von Kirchen und Klöstern in Wirtschaft, Recht und Politik ergeben sich. Auch das soll man nicht unterschätzen, daß dabei deutlich hervortritt, welche nichtkirchlichen Fragen jene Zeit und ihre weltlichen Führer beschäftigten. So heißt es von Georg: „Die Erhaltung seines Landes bei dem alten Glauben und bei der guten Münze war die Hauptsorge seiner letzten Regierungsjahre“ (S. 348). Der 5½-jährige Münzstreit zwischen Albertinern und Ernestinern wird klargelegt, man sieht, wie auch da der religiöse Gegensatz hineinspielt; Georgs Gewissenhaftigkeit wird gewürdigt, die ihn aus der von der Außenpolitik (Friesland!) verursachten Schuldenlast durch Sparsamkeit ohne Staatsbankrott sich herausarbeiten ließ. Die Stände halfen dabei treulich, denn ein gutes Einvernehmen zwischen Georg und seinen Ständen war die Regel. Und am eindrucksvollsten ist vielleicht die Bereicherung des Charakterbildes dieses Fürsten, der bis heute noch keinen zulänglichen Biographen gefunden hat. — Zum Schluß sei dem Leser geraten, mit dem letzten Kapitel zu beginnen. Dann wird er die beste Einstellung für den Inhalt der früheren haben.

Leipzig.

Paul Kirn.

Oskar Thulin, Johannes der Täufer im geistlichen Schauspiel des Mittelalters und der Reformationszeit. Studien über christliche Denkmäler hrsg. von Johs. Ficker 19. Leipzig, Dieterich, 1930. VIII, 150 S., 12 Tafeln. 10.50 M.

Augustins „*Sermo contra Judaeos, paganos et Arianos*“ ruft die Propheten auf, um die Feinde Christi von seiner Göttlichkeit zu überzeugen. Jesaias, Jeremias und die andern treten auf, um die verstockten Gegner zu überwinden, zuletzt überbietet Johannes der Täufer alle Weissagungen als der größte Prophet. Der „*Sermo*“, beim Weihnachtsgottesdienst verlesen, ist von einer solchen

bewegten Spannung erfüllt, daß er wie das Textbuch zu der sogenannten Prophetenszene erscheint, mit der um 1100 in der Abtei St. Martial zu Limoges die lange Reihe der Johannesspiele beginnt. Sie zeigen den Täufer in seinem Leben und Sterben, in der Vorhölle und beim jüngsten Gericht, als Asketen, Bußprediger, Märtyrer, heiligen Fürbitter und Führer zu Christus. Die vorliegende Hallische Dissertation, von J. Ficker beraten und von ihm nachmals der Aufnahme in seine „Studien über christliche Denkmäler“ gewürdigt, verdient ihren Platz in der sonst anders gearteten Reihe durch die Sorgfalt, mit der jedesmal die Beziehungen der besprochenen Literaturdenkmäler zur bildenden Kunst erwoogen werden. Hauptsache bleibt dem Verfasser doch, aus dem Gewebe der westeuropäischen Mysterien den Johannesfaden herauszuheben, und das hat er mit guter Kenntnis, Umsicht und Sorgfalt getan. Wenn er (S. 3) mit der Bemerkung beginnt, die geistlichen Schauspiele seien bisher viel zu sehr der Philologie überlassen worden, so freuen wir uns der Hoffnung, künftig auf diesem Feld öfter auch literar- und sprachgeschichtlich durchgebildeten Theologen zu begegnen. Im übrigen ist zu sagen, daß Thulins Buch keinen Gesichtspunkt enthält, der nicht angesichts dieser Aufgabe auch dem seiner Pflicht bewußten und ihr gewachsenen Literaturhistoriker aufgegangen wäre. Thulin hat unter seinen S. 147 ff. genannten Vorgängern Männer wie Wilhelm Creizenach, die mit bewundernswerter Allseitigkeit auch dem geistlichen Drama gerecht geworden sind: uns zu gleicher Weite des Blicks heranzubilden ist besser, als Grenzen aufzureißen, unter denen die künftige Bearbeitung dieser Dinge leiden müßte.

Die Mittelmeerreise des Verfassers, die den Druck der Arbeit verzögert hat, mag sie auch sonst beeinträchtigt haben, am empfindlichsten wohl dadurch, daß Joh. Aals „Tragoedia Johannis des Täufers“ (S. 147) nicht mehr im Neudruck von 1929 mit Ernst Meyers mustergültiger Einleitung benutzt werden konnte. Auch die S. 17 und 149 für Arnold Immesen benutzte Ausgabe von Otto Schönemann (Hannover 1855) ist veraltet, ebenso Hermann Werners Auszug, nach dem allein S. 28 und 150 das Künzelsauer Fronleichnamspiel benutzt wird. Thulins Druck wimmelt von Versehen und stilistischen Anstößen; auf mangelnde Sicherheit gegenüber den älteren Sprachstufen deutet, daß er Fehler hat hingehen lassen wie S. 22, Z. 29 *risen* statt *rifen*; 22, 35 *suhes* statt *schuhes*; 22, 39 *u. latt zu* „euch“; 23, 32 *neue* statt *neve*; 33, V. 564 *allem* statt *alle*; 38, V. 47 *lajen* statt *lazen*; 38, V. 50 *vil* statt *wil* und manches andere.

Gießen.

Alfred Götz.

Reformation und Gegenreformation

Heinz Dannenbauer, Luther als religiöser Volksschriftsteller 1517—1520. Ein Beitrag zu der Frage nach den Ursachen der Reformation (= Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 145). Tübingen, Mohr, 1930. 42 S. 8°. 1.80 M.

Luther ist als religiöser Genius zu verstehen, der in seiner Rechtfertigungslehre ein neues Ideal der Frömmigkeit und Sittlichkeit aufstellte, das in seiner Neuheit und Überlegenheit die Zeitgenossen überzeugte und fortriß. Aus der Tiefe ihrer religiösen Grundüberzeugung ist die Wirkung der lutherischen Reformation abzuleiten, nicht aus dem Verfall des spätmittelalterlichen Kirchenwesens oder aus Reformwünschen weltlicher Art. Gewiß hat Luther, namentlich in der Schrift an den Adel 1520, auch solchen Wünschen Rechnung getragen und damit der lange aufgestauten Unzufriedenheit zum Durchbruch verholfen. Aber er war schon, seit im April 1517 die sieben Bußpsalmen im Druck erschienen, der meistgelesene religiöse Schriftsteller Deutschlands. Vor dem Erscheinen der Schrift an den Adel im August 1520 waren 35 Schriften von ihm in 370 Ausgaben und gewiß mehr als 250 000 Abzügen verbreitet. Eine Wirkung war schon in jenen

drei Jahren von Luther ausgegangen, wie sie seit den großen Predigern der Mystik kein Deutscher auf religiösem Gebiet zu verzeichnen hatte. So muß jeder irren, der bei der Frage nach den Ursachen der Reformation von dem weltlichen Reformprogramm von 1520 ausgeht, weil er dem religiösen Charakter der reformatorischen Volksbewegung nicht gerecht wird.

Diese gesunden Ansichten, die sich seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stetig durchgesetzt haben, hat sich der Tübinger Privatdozent noch einmal erarbeitet. Er trägt sie mit Entdeckerfreude vor, was man sich im Rahmen eines gemeinverständlichen Vortrags gern gefallen läßt, während das Rüstzeug der 75 zum Teil umfangreichen Fußnoten fast zu schwer scheint für eine Reihe von Sätzen, die heute kaum jemand ernsthaft zu bestreiten geneigt sein wird. Dabei geht es auch nicht ganz ohne Irrtümer ab. Daß die Lutherforschung der letzten Zeit das Mittelalter über Gebühr vernachlässigt habe (S. 7), kann nicht zugegeben werden. Des Verfassers eignes Urteil über die spätmittelalterliche Predigtweise (S. 8ff.) ist allzusehr durch Vinzenz Hasaks Auswahl „Der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters“ von 1868 bestimmt. Geiler wird er nicht gerecht, wenn er S. 14 fragt, ob man über seine Predigtreihe „Der höllisch Leu“ lachen oder sich ärgern solle. Dürers Klage (S. 35) gilt dem Gerücht von Luthers Tod, nicht von seiner Gefangenschaft, und die Nachricht von Luthers Gefangennahme war nicht irrig.

Gießen.

Alfred Götz.

Supplementa Melancthoniana. 5. Abt.: Schriften zur Praktischen Theologie Teil II: Homiletische Schriften. Leipzig, M. Heinsius Nachf. Eger & Sievers, 1929. CXXVI, 79 S. 13 M.

Dieser Band geht auf Vorarbeiten von dem am 1. August 1912 verstorbenen Paul Drews zurück; Ferd. Cohrs hat sie beträchtlich ergänzt. Der Titel „Homiletische Schriften“ ist, wie C. in der Einleitung bemerkt, etwas zu hoch gegriffen. Von den in diesem Bande vereinigten vier Stücken verdient keins den Namen „Schrift“. I ist ein unvollendeter Aufsatz Melancthons „De officiis concionatoris“ aus dem Mai oder Juni 1529; Ulrich Wieland aus Ulm, der damals in Wittenberg studierte, später Kaplan und Prediger in seiner Vaterstadt, übergab das Stück dem Ulmer Drucker Joh. Varnier, der aber erst 1535 seine Bedenken gegen eine Veröffentlichung hinter Melancthons Rücken überwand. II: „Quomodo concionator novitius concionem suam informare debeat“ aus der Zeit 1531—1536, Nachschrift aus einer Vorlesung Melancthons, nur handschriftlich erhalten. III: „De modo et arte concionandi“ aus der Zeit 1537—1539, auch Nachschrift aus einem Kolleg Melancthons, gedruckt in Crucigers in der Hauptsache von Melancthon stammendem Kommentar zum 1. Timotheusbrief, Straßburg 1540 (vielleicht ist eine Wittenberger Ausgabe vorausgegangen). IV: „De ratione (arte) concionandi“, wohl aus den letzten Monaten 1552, Abschrift eines Konzepts Melancthons oder Kollegnachschrift, nur handschriftlich erhalten. Überlieferung, Herkunft, Entstehungszeit, Charakter jedes Stücks werden sorgfältigst untersucht. Es zeigt sich, daß das Urteil von dem verhängnisvollen Einfluß Melancthons auf die Homiletik, daß er nämlich diese mit der Rhetorik und Dialektik verquickt hätte, dahin abzuändern ist, daß er vielmehr die Homiletik mehr und mehr verselbständigt und ihr die einfache Schriftauslegung zum Ziel gesetzt hat.

Zwei Bemerkungen seien gestattet: 1. Sämtliche Drucke der kürzeren und der längeren Bearbeitung der „Dispositio orationis in epistola Pauli ad Romanos“ von 1529 und 1530 sind in Zwickau. 2. Die „Discendae theologiae ratio“ CR. 2, Nr. 953 gehört kaum „ebenfalls ins Jahr 1529 oder 1530“ (S. LI, d. h. in dieselbe Zeit wie I und die Dispositio), obgleich auch Hans v. Schubert (Die Anfänge der evangelischen Bekenntnisbildung bis 1529/30, 1928, S. 27^b) erneut dieses Stück und das darin erwähnte „Enchiridion“, das er kaum richtig mit

dem in Melanchthons Briefe an Camerarius vom 24. Juli 1529, CR. 2, 1084 erwähnten identifiziert, in die „Geschichte der Entstehung der Schwabacher Artikel“ einordnet. Die Ratio findet sich zuerst gedruckt nicht, wie CR. 2, 455f. und 3, 333 irrtümlich steht, in der Hannoverischen Kirchenordnung, weder in der Ausgabe Magdeburg 1536, noch in der Ausgabe Lemgo 1588 (beide in Berlin; vgl. Uhlhorn, Urbanus Rhegius 1861, S. 366¹⁶), sondern in des Antonius Corvinus Expositio decalogi Wittenberg 1537, wo sie fol. H^a—H 7^a auf den fol. G 7^b—H^a voraufgehenden Brief Corvins an Melanchthon vom März 1537 (CR 3, Nr. 1552 = P. Tschackert, Briefwechsel des A. C. 1900, S. 29, Nr. 40) folgt. Handschriftlich findet sie sich u. a. in dem Jenaer Kodex O 17 D, fol. 279^a—282^b (W. A. 31¹, 459), in dem Dresdener Kodex des Christoph Obenander (Supplementa Melanchthoniana V, 1, LXIV) und im Archiv des Thomastifts Straßburg i. E., Vol. V in 4, Bl. 212^a—216^b zwischen Stücken aus dem Jahre 1536. Für eine spätere Entstehungszeit der Ratio fällt auch ins Gewicht, daß Melanchthon nächst dem Studium des Römerbriefs das des Galaterbriefs cum Lutheri commentario empfiehlt. Damit ist sehr wahrscheinlich die Ausgabe von 1535 gemeint (in IV spricht Melanchthon von der Ausgabe von 1538 mit der Wendung „in recentioribus exemplaribus“ im Unterschiede von der Ausgabe von 1535, S. CXXII).

Zwickau.

O. Clemen.

Paul Dedic, Der Protestantismus in Steiermark im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Jahrgang 48, Heft 2 (Nr. 149). Leipzig, M. Heinsius Nachfolger Eger & Sievers, 1930. 174 S. 4.40 M.

Nachdem Loserth, in Fulnek gebürtig, einem ehemaligen Hauptsitz der „mährischen Brüder“ und mehrjähriger Wirkungsstätte des Comenius die endgültige Festlegung der umstrittenen Abhängigkeit Hus' von Wiclif unternommen, sich auch der Geschichte des Täuferturns zu widmen begonnen, ist er in Graz durch seine jahrzehntelang bis ins hohe Alter betriebenen archivalischen Forschungen und Veröffentlichungen in Büchern und Artikeln, obwohl katholisch, der Nestor der Geschichtschreibung des Protestantismus für Innerösterreich geworden. (Vgl. Wilhelm Erben und Anton Kern, Johann Loserth als Geschichtschreiber. Eine Übersicht seiner wissenschaftlichen Werke [o. J. u. O. 1927 zu Loserths 80. Geburtstag 1. September 1926].) Mit dem Ausbau seiner Erhebungen und Darbietungen beschäftigen sich jüngere Kräfte, die auch dem inneren Leben des Ketzertums mehr Raum gewähren können. Zu ihnen gehört besonders Dr. theol. Paul Dedic, den sein Pfarramt im steierischen Knittelfeld nicht hindert, sich geschichtlich zu betätigen. Die vorliegende Schrift, in Erinnerung an die vor 300 Jahren erfolgte Abwanderung des steierischen evangelischen Adels, die die notgedrungene Kürze beklagt, fußt auf den „grundlegenden, klassischen, z. T. erschöpfenden Arbeiten Loserths, faßt aber, abgesehen von eigener archivalischer Forschung“ (meist im Grazer Landesarchiv) „auch die gesamte diesen Gegenstand behandelnde Literatur zusammen“. Die Gliederung erfolgt in zwölf Abschnitten: Die kirchlichen und politischen Verhältnisse in Steiermark am Beginn der Reformationszeit — Das Eindringen des Protestantismus und seine Bekämpfung bis zur großen Visitation des Jahres 1528 — Die Fortschritte der neuen Lehre bis zum Tode Ferdinands I. (1564) — Die Erwerbung der großen Konzessionen in den ersten Regierungsjahren Erzherzog Karls (1564—1578) — Die Münchener Konferenz und der Beginn der Gegenreformation im Bürgertum — Das evangelische Kirchen- und Schulwesen — Die Bedrückung der Evangelischen in den letzten Regierungsjahren Erzherzog Karls — Die Lage des steierischen Protestantismus während der Vormundschaftsregierung — Der Beginn der Gegenreformation Ferdinands — Die Religionsreformationskommission — Die Fortsetzung der Restaurationspolitik Erzherzog Ferdinands — Vergebliche

Interzessionen. Der Schluß der Gegenreformation: Die Ausweisung des evangelischen Adels — Quellenangabe und Literaturübersicht (8 Seiten). Leider fehlt ein Register.

Die Gediegenheit der Arbeit überhebt mich besonderer Rücksichtnahme darauf, daß der Verfasser sie freundlicherweise mir gewidmet hat.

Zum zwölften Abschnitt mag als Ergänzung dienen, daß der auch von Dedic dankbar erwähnte Direktor des steiermärkischen Landesarchivs, Hofrat Dr. Doblinger, wie er mir soeben mitteilt, seit zwei Jahren daran ist, für die Steiermark eine Exulanten-, Emigranten- und Transmigrantenkartothek anzulegen. Sie enthält bisher etwa 1500 Personen, wird es kaum auf 2000 bringen. Er steht mit seinem Stoff gern jedermann zu Diensten. Von Dr. Dedic ist weiter kürzlich erschienen: „Das Schicksal der Judenburger Klöster und Spitäler in der Reformationszeit“. Graz 1930. Ferner: „Die evangelischen Prediger Judenburgs in der Reformationszeit“ im „Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich“, 1930. Er ist weiter Mitarbeiter an dem großen Sammelwerk: „Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer“ (seit 1930). Es wäre auch dringend zu wünschen, daß es ihm vergönnt sein möchte, seine beiden handschriftlichen Folianten „Geschichte des Protestantismus in Olmütz“, 1918 und „Die kirchlichen und religiösen Verhältnisse in Mähren im Reformationsjahrhundert bis 1598“, 1922, die ich beide schon verwenden durfte, gedruckt zu sehen.

Königssee (Oberbayern).

Georg Loesche.

Albert Maichle, Der Kanon der biblischen Bücher und das Konzil von Trient. Eine quellenmäßige Darstellung. Freiburg im Breisgau, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, 1929. (XII, 104 S.) gr. 8°. 4.— M. (= Freiburger theologische Studien. Unter Mitwirkung der Professoren der theologischen Fakultät hrsg. von Arthur Allgaier und Engelbert Krebs. 33. Heft.)

Die vorliegende Arbeit enthält eine eingehende Untersuchung der Verhandlungen, die das Tridentinum über den Kanon der biblischen Bücher angestellt hat, wobei auch die Frage nach dem Verhältnis von Schrift und Tradition in die Erörterung einbezogen wird. Vorausgeht eine kurze Übersicht über die Stellung der Humanisten und Reformatoren zum Umfang des Kanons.

Die Anzeige der Schrift ist insofern für mich eine unangenehme Angelegenheit, als ich selbst im Jahre 1925 in meinen bei Mohr erschienenen „Studien zur Geschichte des Konzils von Trient“ unter dem Titel „Schrift und Tradition“ denselben Fragenkreis behandelt und die wesentlichen Ergebnisse M.s vorweggenommen habe. Leider ist diese Arbeit M. unbekannt geblieben. Ich kann dem Verf., der fern von einer größeren Bibliothek wohnt, daraus keinen Vorwurf konstruieren, bedauere aber, daß die Herren Herausgeber der Freiburger theologischen Studien ihn nicht rechtzeitig auf die Lücke in dem sonst erstaunlich reichen Literaturverzeichnis aufmerksam gemacht haben.

Die Ergebnisse meiner Arbeit gehen teilweise erheblich über das von M. erarbeitete hinaus, in Einzelheiten ergeben sich auch Abweichungen. Sie hier anzuführen wäre sinnlos, ich darf nur bemerken, daß ich zu einer Revision meiner Thesen, auch wo sich Abweichungen ergeben, keine Veranlassung gesehen habe.

Kiel-Voorde.

Kurt Dietrich Schmidt.

Johannes Paul, Gustaf Adolf. Bd. II. Schwedens Eintritt in den Dreißigjährigen Krieg. Leipzig, Quelle & Meyer, 1930. 226 S. 8°. Brosch. 14.— M. Georg Wittrock, Gustav Adolf. Aus dem Schwedischen übersetzt von Toni Schmid. Stuttgart, Friedrich Andreas Perthes, 1930. 392 S. 8°.

Bis zur Schlacht bei Breitenfeld am 17. September 1630 führt Paul in diesem zweiten Band die Lebensbeschreibung Gustav Adolfs herab. Als Gesamteindruck bleibt, daß in sehr vielen Einzelheiten unsere Kenntnis von Personen und

Verhältnissen erweitert und berichtigt, daß aber die Gesamtauffassung über den Schwedenkönig nicht wesentlich verändert wird. Einen großzügigen Eroberungsplan in Deutschland vom Augenblick der Landung an lehnt auch der Verf. ab; auch für ihn ist Gustav Adolf der wagende Kriegsmann, dem mit den gesteigerten militärischen Erfolgen sich auch die politischen Ziele weiter ausdehnen, aber vielleicht hätte doch etwas schärfer, als es geschieht, hervorgehoben werden müssen, daß die Beherrschung des *mare balticum*, wenn die Erreichung dieses Zieles nicht unmittelbar politisch durch Erwerbung der gesamten Küstengebiete möglich war, so doch wirtschaftlich und handelspolitisch durch Beschlagnahme der Seezölle in den wichtigsten Hafenstädten von Anfang an gesichert werden sollte (vgl. S. 56. 67).

Recht dankenswert ist das Einleitungskapitel über „Schwedens innere Entwicklung unter Gustav Adolf“; hier bietet der Verf. eine knappe, aber quellenmäßig gut belegte, recht anschauliche Schilderung der materiellen und ideellen Hilfsmittel, welche das gegenüber dem Deutschen Reich bevölkerungsarme, wirtschaftlich nicht reiche Schweden seinem König für den Zug nach Deutschland zur Verfügung stellen konnte; der Eindruck bleibt bestehen, daß es auf jeden Fall ein kühnes Unternehmen war, zu dem sich Gustav Adolf entschloß, sein Erfolg hing in wesentlichem Maße von der Persönlichkeit seines Leiters ab; daß religiöse Beweggründe im Interesse Schwedens und der Wasas, aber auch im Interesse des deutschen Protestantismus, besonders seit dem Erlaß des Restitutionsediktes, für Gustav Adolf bestimmend gewesen sind, verschweigt der Verf. keinen Augenblick, ohne daß er die rein politischen und wirtschaftlichen Antriebe deshalb außer Betracht läßt.

Auf Einzelheiten möchte ich nicht eingehen; sonst wäre hier einmal die Frage, zu der der Verfasser vielleicht im 3. Bd. Stellung nimmt, und die von Beloch für den Feldherrn Alexander den Großen in seiner Griechischen Geschichte, Bd. IV, 2 (1927), S. 293, bereits aufgeworfen worden ist, zu erörtern, wer der eigentliche Sieger in den Schlachten Gustav Adolfs gewesen ist, ob er wirklich bei seinem wilden Drauflosreiten und Einhauen — der Verf. betont, daß Gustav Adolf in den Kämpfen gegen Polen mehrfach verwundet worden ist — die oberste Leitung der Schlacht hat in der Hand behalten können, oder ob die im entscheidenden Augenblick notwendigen Dispositionen auf Grund einer vom König ausgehenden Generalidee von einem der Unterfeldherren — bei Breitenfeld von Banér, bei Lützen nach des Königs Tod von Bernhard von Weimar — getroffen worden sind.

Zu S. 129, auch Anm. 3, möchte ich bemerken, daß wir von dem englischen Gesandten Sir Thomas Roe recht interessante Berichte über seinen Aufenthalt im Feldlager Gustav Adolfs in Polen im Winter 1629/30 haben, veröffentlicht von S. R. Gardiner in: *Letters relating to the mission of Sir Thomas Roe to Gustavus Adolphus 1629/30* in: *Th. Camden Society Miscellany*, Bd. VII (1875), wie denn überhaupt die Geschichte der Beziehungen Gustav Adolfs zu England noch geschrieben werden muß.

Für den dritten Schlußband, der hoffentlich rechtzeitig zum 16. November 1932 erscheinen kann, sei der Wunsch nach einem ausführlichen Personen- und Sachverzeichnis für alle drei Bände ausgesprochen.

Zu beanstanden ist der unverhältnismäßig hohe Preis des Buches, ein Vorwurf, der freilich nicht den Verfasser, sondern einzig und allein den Verleger trifft: bei einem Werk, das bereits im In- und Ausland, wie das Vorwort mitteilt, gut eingeführt ist, mithin auch weiter auf guten Absatz rechnen kann, hätte auf die Kaufkraft des Publikums etwas mehr Rücksicht genommen werden müssen: könnte die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft bei Büchern, deren Drucklegung sie unterstützt hat, auf die Preisgestaltung nicht einen gewissen mildernden Einfluß ausüben?

Bei der Beurteilung des Buches von Wittrock muß man sich stets gegenwärtig halten, daß ihr Verfasser ein Schwede ist, der in erster Linie für ein

schwedisches Publikum schreibt; was uns Deutschen oft als zu ausführlich dargestellt erscheint, der Kampf gegen Polen im Osten, ist vom Standpunkt Schwedens aus ein besonders wichtiger Teil seiner Geschichte, denn auf dem Ergebnis dieser Kämpfe, nicht aber auf den Siegen Gustav Adolfs in Mittel- und Süddeutschland, beruht vornehmlich die Großmachtstellung, welche Schweden in den beiden auf Gustav Adolfs Regierung folgenden Jahrzehnten im gesamten Ostseegebiet eingenommen hat; anderseits bilden diese Kämpfe doch wieder die politische und militärische Grundlage für die Unternehmung gegen Deutschland; hingewiesen sei auf die kurze Bemerkung über die Bedeutung der schwedischen Flotte (S. 241f.), durch die erst der gesicherte Nachschub nach Deutschland ermöglicht worden sei.

W.s Auffassung berührt sich im wesentlichen mit derjenigen von Joh. Paul in seiner Gustav Adolf-Biographie, und wenn der Verf. diese Tatsache für den ersten Band von Pauls Werk ausdrücklich betont (S. 8), so können wir sie für den zweiten, bis zur Schlacht von Breitenfeld reichenden Band ebenfalls jetzt bestätigen. In Einzelheiten weichen beide Forscher hie und da voneinander ab; in der bedeutsamsten Frage, in der Beurteilung der Kriegsziele Gustav Adolfs, stimmen sie jedoch überein; auch Wittrock glaubt an die durch militärische Erfolge immer mehr erweiterten Pläne des Schwedenkönigs, aber auch für ihn steht fest, daß Gustav Adolf im Gegensatz zu seinen militärischen und politischen Mitarbeitern an eine radikale Umwälzung der Reichsverfassung, wie ein schwedisches protestantisches Kaisertum, nicht gedacht hat (S. 362): „Das Kriegsziel im ganzen wollte Gustav Adolf nicht so hoch stecken, daß es Schwedens Kräfte überstieg“, urteilt der Verf. (S. 277; vgl. auch S. 356); man darf freilich die Frage aufwerfen, ob der Schwedenkönig am Ende seiner Tage diese Grenze nicht bereits etwas überschritten hatte.

Auch in dieser Biographie erhalten wir eine ausführliche Schilderung der wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen, auf denen Gustav Adolfs Macht beruhte, der ganzen Anlage des Werkes entsprechend, noch vielseitiger und farbenreicher als bei Joh. Paul, aber in allem wesentlich doch mit ihm übereinstimmend; man gewinnt den Eindruck, daß Schweden auf allen Gebieten ein durchaus gesundes Staatswesen ist, und daß diese sichere Grundlage auf die innere Rechtfertigung für Gustav Adolfs kühne Unternehmung nach Deutschland bietet. Gegen andere Forscher zu polemisieren, vermeidet der Verf., und wenn er es nicht umgehen kann, seine abweichende Meinung ausdrücklich hervorzuheben, wie bei Fr. Bothes zu stark zugespitzter These über Gustav Adolfs wirtschaftspolitische Pläne in Deutschland (S. 255), so nennt er den Namen des betreffenden Forschers nicht.

Ein Panegyrikus ist W.s Biographie des Schwedenkönigs keineswegs, aber eine gerechte, warm empfundene Würdigung, und die für Deutschland seit Schiller oft aufgeworfene Frage, ob Gustav Adolf zu Deutschlands Segen im richtigen Augenblick gestorben sei, beantwortet er mit der klugen Bemerkung: „Gustav Adolf kämpfte auch an den deutschen Flüssen, vor den Mauern Nürnbergs und auf den sächsischen Ebenen für sein eigenes Reich und sein Volk. Wenn er aber mit gutem Gewissen die Geld- und Waffenhilfe seiner Schützlinge in Anspruch nahm, wenn er sie künftig zu einem dauernden Bund unter der Leitung Schwedens vereinigen wollte, so war der Grund offenbar der, daß er die Geschieke der europäischen Völker als miteinander verknüpft betrachtete, wie sie es heute noch sind und schon damals waren, daß er deshalb mit vollem Recht behaupten konnte, sein Kampf für die volle Selbständigkeit Schwedens sei zugleich ein Kampf für die freie Entwicklung des staatlichen Lebens, Glaubens und inneren Aufbaus in allen Ländern“; freilich vom deutschen Standpunkt aus werden wir ergänzend und berichtigend hinzufügen dürfen, der Versuch Gustav Adolfs war für Deutschland deshalb nur erträglich, weil das an Einwohnerzahl und materiellen Mitteln so stark unterlegene Schweden eine wirkliche, ernste Gefahr für das

deutsche Volk mit seiner gegenüber der schwedischen so alten Kultur auf die Dauer niemals werden konnte.

Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis, in dem naturgemäß schwedische Werke überwiegen, beschließt den Band, dem leider das so dringend notwendige Personen- und Sachverzeichnis fehlt. Auf gelehrten Apparat ist — wenigstens in der deutschen Ausgabe; die schwedische lag mir nicht vor — verzichtet worden, da es sich um ein Buch handelt, das sich an weiteste Kreise wendet. Die deutsche Übersetzung macht einen sehr gewandten Eindruck.

Göttingen.

Adolf Hasenclever.

Peter von Gebhardt, Die Bürgerbücher von Cölln an der Spree 1508—1611 und 1689—1709 und die chronikalischen Nachrichten der ältesten Cöllner Bürgerbücher 1542—1610. Quellen und Forschungen zur Geschichte Berlins. Bd. 3. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin I, 3). Berlin, Gsellius, 1930. 264 S.

Nachdem von Gebhardt 1927 das älteste Berliner Bürgerbuch (1453—1700) herausgegeben hat, hat er jetzt auch die Bürgerbücher von Cölln veröffentlicht. Er fügt auch die chronikalischen Nachrichten, die im Bürgerbuch eingetragen sind und bisher unter dem Namen „Chronik der Cöllner Stadtschreiber“ bekannt waren, hinzu. Es ist hier nicht der Ort, den Wert dieser sorgsam veröffentlichten für die Familien- und Lokalgeschichte auseinander zu setzen. Für die Kirchengeschichte ergibt die Arbeit keine wesentliche Stoffbereicherung. Ich möchte aber an dieser Stelle darauf aufmerksam machen, daß wir in Brandenburg einen Spezialforscher für Pfarrergeschichte in Otto Fischer (Neukölln, Reuterplatz 5) haben, der eine Presbyterologie für Berlin und Brandenburg vorbereitet, seine Arbeit ist bereits soweit fortgeschritten, daß er Anfragen auf diesem Gebiet meistens beantworten kann. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen erwähne ich nur die „Brandenburger ordinierten Bücher“ (Archiv für Sippenforschung, Januar 1929) und die über die „Ordinationen in der alten preußischen Armee“ 1718—1805 (ebenda September 1929).

Berlin.

Walter Wendland.

Neuzeit

Karl Viëtor, Probleme der deutschen Barockliteratur. — Von deutscher Poeterey. Forschungen und Darstellungen aus dem Gesamtgebiet der deutschen Philologie. Herausgegeben von H. A. Korff, Hans Naumann, Friedrich Neumann, Karl Viëtor. Band 3. Verlag von J. J. Weber, Leipzig, 1928. 93 S.

Die deutsche Literaturwissenschaft ist mit den Fragen des Barockzeitalters gegenwärtig am tiefsten in kirchengeschichtliche Gefilde vorgestoßen. Lag bis vor kurzem die Berührung vorwiegend im 16. Jahrhundert — man wird sie sich auch hier bald wieder zurückwünschen —, so fordert heute die literaturgeschichtliche Arbeit im 17. Jahrhundert und der schon begonnene Austausch die besondere Aufmerksamkeit auch der Theologen. Die Arbeit selbst ist noch jung und vollzieht sich mit wahrer Entdeckerfreude. Erst seit der Übertragung Wölflinscher Begriffe auf die Literaturwissenschaft durch Fritz Strich hat man den Versuch gemacht, Stil und Geist des Zeitalters einheitlich zu umreißen, nicht mehr nur Geschichte der Dichter und Schulen zu schreiben oder es noch der Poetik der Renaissance einzuordnen. Freilich schwankt heute noch das Pendel von der selbst überaus barocken, aber einfallsreichen Darstellung von Herbert Cysarz, Deutsche Barockdichtung 1924 bis zu der in älteren Bahnen gehenden von Emil Ermatinger, Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung 1926. Eine der neuen Wissenschaftslage entsprechende umfassende Darstellung, die sich genau wie eine Darstellung des zeitgenössischen kirchlichen und Frömmigkeitslebens durch sehr

viel unaufgeräumten Schutt durchzuarbeiten hätte, fehlt noch. Eine kürzere gibt aus seiner ausgezeichneten Sachkenntnis Günther Müller, Deutsche Dichtung der Renaissance und des Barocks 1928 (in Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft). Wie das Buch mit theologischen Arbeiten wohlvertraut ist, so hinterläßt es auch kirchengeschichtliche Probleme. Im Gegensatz zu der sehr fein und umfassend ans Licht geholten katholischen Literatur scheint mir an der protestantischen neben trefflichen Zergliederungen auch manches verfehlt zu sein. Müller hatte schon in seiner Geschichte des deutschen Liedes vom Zeitalter des Barocks bis zur Gegenwart 1925 an einer Einzelfrage sachlich und methodisch neue Zusammenhänge gezeigt.

In einer solchen Lage erfordert eine so umsichtige Erörterung der hauptsächlichen Probleme, wie Viëtor sie hier vorlegt, besondere Aufmerksamkeit. Sein Buch ist erwachsen aus einem Aufsatz in der Germ.-Romanischen Monatsschrift 1926, auf den ich schon früher nachdrücklich hingewiesen habe. (Mystik, Spiritualismus und die Anfänge des Pietismus im Luthertum 1926, S. 15 und Anm. 55). Er hat zunächst einmal — abgesehen von Beobachtungen zum Barockstil, die ich hier wie auch einen Exkurs über die Möglichkeit einen Nationalstil zu erkennen, übergehen darf — schärfer als bisher die Zweipoligkeit des Barock erkannt: die Gesellschaftsrichtung vorwiegend des Frühbarock, der Opitz-Zeit, die im Grunde ein Nachklang der deutschen humanistischen Dichtung ist, und die individuelle Lyrik des Hochbarock, den ersten großen Versuch, rein aus der Innerlichkeit zu gestalten. Beide Linien laufen natürlich auch nebeneinander her, aber in der Wirkung löst doch die eine die andere ab. Viëtor ist nun vorwiegend den Wurzeln dieser irrationalen, individuellen Dichtung nachgegangen und deckt sie im dritten Kapitel „Mystik und Literatur“, dem Kern des Buches (S. 17—62), in der zeitgenössischen Mystik auf. Freilich nicht in ihr allein. Sondern er versucht mit großer Vorsicht und ausgezeichnetem Kenntnis der Literatur, unter stetiger Benutzung der Arbeiten von E. Seeberg, Althaus d. Ä., Goeters, Leube, mir u. a. die Fäden des religiösen Gewebes zu entwirren. Die entscheidenden Fragen stellt hier der Größte: Andreas Gryphius. Auch bei schärfster Prüfung zeigt seine Lebensgeschichte und Dichtung keinerlei Zugehörigkeit zu einem mystischen Kreise oder dem Typus des Mystikers, wohl aber jenes aufgelockerte, von Tönen der Jesusminne, Naturandacht und Irenek durchzogene Luthertum, das für die ganze Zeit so überaus kennzeichnend ist. Viëtor hat wohl alles herausgehoben, was sich an mystikartigen Zügen bei Gr. nachweisen läßt, ohne doch — etwas zurückhaltender noch als in dem ursprünglichen Aufsatz — mehr sagen zu können, als daß er in einer „komplizierten Mittelposition“ steht, die allerdings bei keinem Dichter des Barock so deutlich wird (S. 42). Das scheint mir ganz richtig zu sein (vgl. mein Heft: Mystik, Spiritualismus usw., Anm. 55). Der Bleikiel seines Schiffes bleibt die Glaubenshaltung des Luthertums. Aber er steht mitten in der großen Schichtung, die von Paul Gerhardt bis zu Jakob Böhme reicht und die in der Erbauungsliteratur wie in der Theologie gleichmäßig zu sehen ist. Einiges ließe sich dabei noch durch Holls Buch über die Bedeutung der großen Kriege (jetzt Ges. Aufsätze, Bd. III, 1928) ergänzen.

Noch schärfer hebt sich Gryphius von dem wie ein Rahmen um ihn Gezeichneten ab: seinem Gegenbild Harsdörffer, dem Gesellschaftsmenschen, den barocken Erbauungsschriftstellern, Zesen und den von der Naturphilosophie Berührten wie Fleming und Knorr von Rosenroth. Innerhalb dieser Darstellung wirft Viëtor auch in vernünftiger Auseinandersetzung mit Nadler die Frage nach den landschaftlichen Wurzeln der schlesischen Mystik auf. Neben der Anlage des Stammes und der einmaligen Genialität Jakob Böhmes könnte man fragen, ob das vorsichtig angewandte soziologische Moment (Last der Feudalherrschaft auf den Bauern, S. 19) nicht eher umgekehrt zu verwenden wäre: die geistige Absonderung der einzigen wahrhaft gebildeten Adelschicht Ostdeutschlands, ähnlich wie sich etwa der Adel Polens fast aus Standesgefühl der verfeinerten Frömmigkeit des Sozinianismus, der Brüderunität und des Calvinismus erschlossen hatte. Denn

von einer Volksmystik kann ja damals keine Rede sein. Sie wurzelt ganz wesentlich in den Bildungsschichten. Außerdem wäre noch stärker zu betonen die nachhaltige Wirksamkeit Schwenckfelds unter seinen Standesgenossen, ebenso aber auch seine besonders starke Gemeindebildung in Mittelschlesien und die Tätigkeit schlesischer Paracelsisten (wie des großen Sammlers Montanus in Hirschberg) unter den Ärzten und naturwissenschaftlich Gebildeten. Ohne diesen vorbereiteten Boden wäre auch die rasche Wirkung Böhmes nicht zu denken. — Im letzten Kapitel zeichnet Viëtor knapp das Wesen der ungemein wichtigen Sprachgesellschaften und ihres durch und durch protestantischen Charakters und Bildungszieles (S. 70).

Viëtor ist mit dieser programmatischen Abhandlung den Wurzeln des modernen Subjektivismus in seiner religiösen, aus dem Protestantismus erwachsenen Art nachgegangen. Sie ist es in der Tat, die für den deutschen Geist entscheidend geworden ist, nicht die Autonomie des Renaissancemenschen. Wir Theologen sollten uns durch solche Anregungen neben der Verpflichtung zu materialer Weiterarbeit vor allem wieder die Frage nach dem Verhältnis dieser zukunftsstragenden Frömmigkeit zu Luther aufgegeben sein lassen. Denn bei aller selbstverständlichen Scheidung ist doch sicher, daß er der Entwicklung eine unvergleichlich größere individuelle Lebendigkeit mitgegeben hatte, als die Orthodoxie dann bewahrte.

Gießen.

Heinrich Bornkamm.

Walter Jockisch, Andreas Gryphius und das literarische Barock. Germanische Studien, Heft 89. Berlin, Emil Ebering, 1930. 87 S. 3.80 M.

Die eifrigen Bemühungen, welche die literarhistorische Wissenschaft neuerdings an die Erforschung der deutschen Barockliteratur gewandt hat, sammelten sich unter anderm um das Problem: wieweit die damalige Literatur gegeistet wurde von Zuflüssen aus dem religiösen Leben der Zeit. Vor allem, wieweit die vorpietistische Frömmigkeit wichtig wurde für die Entfaltung eines ersten Pathos in erster erlebnishafter Bekenntnisdichtung. Zu solchen Fragen will auch diese Arbeit vordringen. Sie möchte mithelfen eine der kompliziertesten Gestalten der deutschen Barockliteratur, Andreas Gryphius, verständlich zu machen. Die eigentümliche Mittelstellung, die Gryphius zwischen lutherischer Orthodoxie und den mystisch-spiritualistischen Strömungen im Zeitalter der Gegenreformation einnimmt, habe ich zuletzt zu bestimmen versucht (Probleme der deutschen Barockliteratur, 1928, S. 17 ff.). Jockisch will durch Formanalysen weiter vordringen. Aber wie er nicht einmal die eigentliche Problematik des Gegenstandes zulänglich erfaßt, so ist er auch methodisch zu ungeschult um irgendetwas Neues, Richtiges und Wichtiges herauszubringen. Nirgends wird die Debatte durch ihn wirklich gefördert. Die fehlerhafte, flüchtige Art, wie hier zitiert und geschrieben wird, ist kennzeichnend für das oberflächliche Verfahren dieser Arbeit überhaupt. Der Kirchenhistoriker gewiß nicht, aber ebensowenig der Literarhistoriker kann aus ihr etwas erfahren, was er in der vorhandenen wissenschaftlichen Literatur nicht klarer und bestimmter schon ausgesprochen fände.

Gießen.

Karl Viëtor.

Daniel von Czepko, Geistliche Schriften. Herausgegeben von Werner Milch. Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien. 4. Bd. Priebatschs Buchhandlung, Breslau, 1930. XLIV u. 407 S.

Mit gutem Grund darf der Herausgeber im Vorwort sein freudiges Gefühl aussprechen, eine oft geforderte Arbeit zu einem Teil vollendet zu haben. Czepkos *Sexcenta Monodistica sapientium* sind das unmittelbare formale und ein wesentliches sachliches Vorbild des Cherubinischen Wandersmanns des Angelus Silesius. Man wird sich gern daran erinnern, daß zuerst der mannigfach verdiente Koffmane im Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens I, 1882 einen Teil der *Monodistica* veröffentlicht hatte. Aber dabei blieb es. Nur Ellinger hat die Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek noch

eingesehen und daraufhin in seiner Ausgabe des Wandersmanns (1896), seiner Gesamtausgabe (1924) und seiner Lebensgeschichte Schefflers (1927) die Abhängigkeit von Czepko besonders betont. Das war auf die Dauer ein unerträglicher Zustand, namentlich seitdem die Quellen der Mystik Schefflers stark umkämpft wurden (vgl. darüber Milch in dieser Zeitschrift H. 1, S. 121 f.).

In dieser Erstausgabe beanspruchen infolgedessen die *Monodisticha* (S. 201 bis 277) besondere Beachtung. An der Benutzung durch Scheffler konnte schon nach den bekannt gewordenen Proben kein Zweifel sein (Ellinger, *Angelus Silesius* 1927, S. 109 ff.). Milch selbst hat oben S. 123 einige Proben gegeben. Aber es ist nun an der Zeit, daß umfassende Vergleichen vorgenommen werden. Feinsinnig angelegt werden sie, wie mir scheint, recht wertvolle Ergebnisse haben können. Nicht nur die formale Gestaltung, der Sinn für Überraschungseffekte, der Bilderschatz, den Scheffler in ungleich satterer Farbigkeit und überlegen virtuos handhabt, reizen zum Vergleich. Man spürt auch bei flüchtigem Durchsehen schon gewisse Unterschiede zwischen dem überzeugten, oft bewußt antikatolischen (I, 85; II, 34. 44. 49; VI, 42) Lutheraner (darüber vgl. Milch oben S. 123), dem Lebenshaltung und Lebensschicksal die eigentlichen Fragen abgeben, vertieft durch die zeitgenössische Wiedergeburtsmystik und einen auffallenden Hang zur Naturdeutung, und dem viel glühenderen, aber auch spielerischeren, symbolfreundigeren, in echterem Sinne mystischen *Angelus Silesius*.

Die übrigen geistlichen Schriften sind wichtig vor allem durch die stete innere Auseinandersetzung mit dem Todesgedanken. An sich das typische Barockproblem, aber hier in stark erlebter Form, so daß der Herausgeber mit Recht sagen kann: „Czepkos ganzes religiöses Schaffen ist ein steter Kampf mit dieser Todesfurcht“ (S. XLII). Die Frage treibt ihn um von seinem breiten Jugendwerk, der Trostschrift an die Baronin Czigan, bis zu der kurz vor seinem Tode (1660) entstandenen, in die „Kirchofs-Gedanken“ des Gryphius aufgenommenen „Rede aus meinem Grabe“, der gelegentlich mächtige Klänge gelingen.

Zwei weitere Trostschriften konnten aus Raumgründen nicht aufgenommen werden. Nach einer besonders interessanten, in der Einleitung, S. XLI zitierten Stelle scheint wenigstens die eine nicht unbedeutend zu sein. Cz. gibt dort eine knappe Betrachtung des Todes nach der Natur (Zerstörung — Gebärung), der Weisheitslehre (Scheidung von Leib und Geist), der Schrift (Scheideweg zwischen Himmel und Hölle), „dem Christentum“ (Wiedergeburt!), „dem Tode dieses Todes“ (Wechsel aus der Zeit in die Ewigkeit). Ausgesprochen theologischen Charakter trägt schließlich die Schrift *Semita amoris divini* (S. 278—391), die nach Czepkos Art Gott sucht „in den Werken der Natur und Gnade“ (S. 305) und in eine von Chören und Wechselchören durchsetzte Christus-, vorwiegend Passionsdichtung ausläuft. Unter dem mancherlei Bemerkenswerten hebe ich das als Beitrag zur Geschichte der Staatsraison im Luthertum sehr lehrreiche Gedicht Nr. 28 hervor: *Pilatus oder Raison d'Etat in Judaea* (S. 346).

Man sieht, daß das in dieser Ausgabe zugänglich gemachte Schrifttum Czepkos uns ein recht wertvolles Stück der evangelischen Barockliteratur erschließt. Der Monographie, die der Herausgeber für den zweiten Band neben Czepkos weltlichen Dichtungen verspricht, ist keine leichte Aufgabe gestellt. Eine Abschlagszahlung gibt schon die Einleitung dieses Bandes, die aus umfassender Literaturkenntnis Czepko mit den gegenwärtigen Mystik- und Barockproblemen der Literaturhistoriker und Theologen umstellt. Die Monographie wird sich naturgemäß stärker als diese nur Motive anschlagnende Einleitung dem Stoff anschmiegen müssen. Sie wird ihr Bestes leisten, wenn sie sich von allgemeinen Begriffsbestimmungen und Fragestellungen so frei wie möglich macht und mit größter Treue und eindringender Beobachtung die ihr vorliegende einmalige und eigenartige Gegebenheit wiederzugeben sich bemüht. — S. 340, Nr. 19, vorletzte Zeile ist wohl leiste, S. 356, Zeile 7 von oben befragen zu lesen.

Gießen.

Heinrich Bornkamm.

Willi Oelsner, Die Entwicklung der Eschatologie von Schleiermacher bis zur Gegenwart. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1929. 116 S. 3.80 M., geb. 5.— M.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, „an Hand eines abgegrenzten theologischen Anschauungsmaterials einige Typen eschatologischer Lehrweise herauszuarbeiten und sie, soweit das möglich ist, geistes- und theologiegeschichtlich in die großen Lehrzusammenhänge des vorigen Jahrhunderts einzuordnen“; sodann „die heutige Lage kurz aufzuzeigen“ (S. 7). Hiernach erwartet man mehr als die Arbeit hält. Es werden keine Typen herausgearbeitet, sondern Einzelreferate aneinandergereiht und lose zu Gruppen gebündelt. Dabei gibt es Überraschungen und Wunderlichkeiten die Fülle. Ritschl steht unter den kritisch-spekulativen Theologen, zwischen den Abschnitten „Wegscheider, Strauß und Lipsius“ (welche Zusammenstellung!) einerseits, „Rothe“ andererseits. In der Gruppe „Erlanger Schule und Neulutheraner“ wird an Franz Delitzsch ohne weiteres — C. Stange angehängt, während der ihm nahestehende K. Dunkmann mit Kaftan, Seeburg, Lemme, Häring die Gruppe der Modern-Positiven ausmacht. Die „neueste Entwicklung“ setzt mit dem „Erlebnis des großen Krieges“ ein. Aber die Dialektiker sind vorausgenommen. Heim erscheint zwanzig Seiten vor den Blumhardts usf. Wichtige und belanglose Namen und Bücher stehen nebeneinander. Ein Abschnitt „Einzelschriften“ (S. 92 ff.), zwischen Schlatter und Blumhardt eingeschoben, offenbart den Verzicht auf historische Gestaltung des Stoffes am peinlichsten.

Die Referate werden vielfach von einigen kritischen Bemerkungen begleitet oder abgelöst, vielfach auch nicht. Bei R. Rothe heißt es (S. 35): „Die Fehler des Systems wird man freilich nur aufweisen können, wenn über die Methodik dogmatischer Aussagen auf dem Gebiet der Eschatologie allseits (I was heißt das?) Klarheit bestände; diese zu gewinnen, liegt aber außerhalb der hier gestellten Aufgabe. Eine Anzahl von Willkürlichkeiten liegt aber auch bei vorsichtiger Beurteilung auf der Hand . . .“ Das ist bezeichnend für das ganze Buch. Wie die Auswahl und Anordnung der Autoren so haben auch die kritischen Bemerkungen, sofern sie nicht ganz fehlen, meist etwas Zufälliges. Seine eigene Position verrät der Verf. — außer durch die sehr allgemeinen methodischen Bemerkungen S. 53 und 114 f. — am deutlichsten noch darin, daß er sich zu H. W. Schmidts „Zeit und Ewigkeit“ bekennt: „Dies dürfte für absehbare Zeit voraussichtlich das letzte Wort in der Eschatologie bleiben“ (S. 114).

Erlangen.

P. Althaus.

Anny Hahn, D. Traugott Hahn. † Professor an der Universität Dorpat. Ein Lebensbild aus der Leidenszeit der baltischen Kirche. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn. 1928. 240 S. 3.— M., geb. 4.80 M.

Es ist eine Ehrenpflicht unserer Wissenschaft, auch an diesem Orte des Märtyrers unter den deutschen Professoren, des Tyconius-Forschers und Praktischen Theologen, zu gedenken, dessen Lebens- und Todesgeschichte seine Gattin in einem ergreifenden Buche erzählt. Man kann darüber nicht berichten, sondern nur mahnen, es zu lesen. Im besonderen seien die Glieder und Freunde der evangelischen Kirche und Theologie außerhalb Deutschlands, da es ihnen leicht entgehen könnte, auf das Buch hingewiesen. Man muß unwillkürlich an Hahns geliebten Tyconius denken. Iterum oportet te praedicare, fühlte er seiner donatistischen Kirche in ihrer Verfolgungszeit zugerufen; das stumme Leiden der Heiligen, einer zusammengerollten Buchrolle gleich, die zertreten und durchbohrt an der Erde liegt, sollte das letzte Wort dieser Kirche vor dem erwarteten Ende sein. Sancti eo tempore nullam virtutem ostendunt nisi ad sanguinem effundendum.

Gießen.

Heinrich Bornkamm.